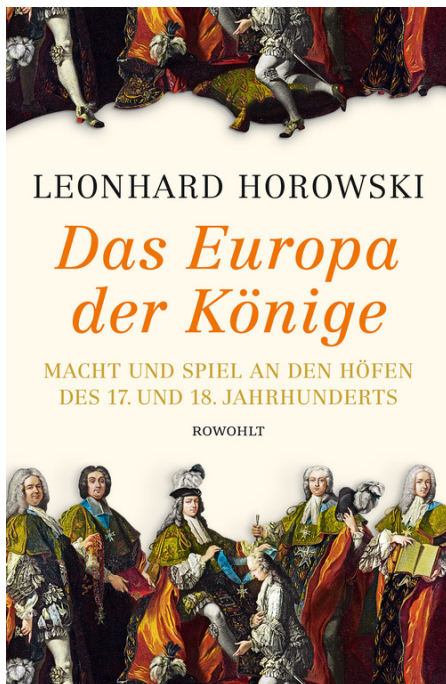


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-02835-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Leonhard Horowski

Das Europa der Könige

Macht und Spiel an den Höfen
des 17. und 18. Jahrhunderts

Rowohlt

Für Stephanie

1. Auflage März 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Lektorat Kristian Wachinger

Stammtafeln Peter Palm

Satz aus der Minion Pro PostScript

bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung

CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 02835 0

Inhalt

Widmung

Vorbemerkung

Kapitel 1 «Ein polnischer Prinz, dessen Namen ich vergessen habe ...»

Kapitel 2 Hoffentlich hat Madame de Monaco wenigstens Glück im Spiel

Kapitel 3 Danckelmann spürt die Kugel nicht

Kapitel 4 Der Mann mit der Eisernen Maske wird unangenehm überrascht

Kapitel 5 Grumbkow tanzt

Kapitel 6 Wenigstens habe ich noch das Große Kronsiegel in den Fluss werfen können

Kapitel 7 Die Lubomirskis wollen den Orden dann lieber doch nicht

Kapitel 8 Grumbkow heiratet

Kapitel 9 «I really believed there would be no battle at all»

Kapitel 10 Saint-Simon zieht um

Kapitel 11 Die alte Dame reist ab

Kapitel 12 Marthon legt sich einen Vornamen zu

Kapitel 13 Die junge Dame reist ab

Kapitel 14 Grumbkow trinkt

Kapitel 15 Georg II. mag seine dicke Venus viel lieber als all die anderen

Kapitel 16 «Ich bin euer ältester Bruder, ihr Halunken, und ich werde immer als Erster kommen»

Kapitel 17 Poniatowski rettet seine Locken

Kapitel 18 Ferdinand III. und IV. sieht trotzdem nicht vollkommen abstoßend aus

Kapitel 19 «Da sehen Sie, was für eine hübsche Pariser Dame ich bin»

Kapitel 20 Beginnt es schon, das Weltgericht?

Berlin, 11. Dezember 1797

Neapel, 17. Juni 1798

Paris, 9. November 1799

Epilog

Anhang

Feudal- und Amtstitel

Nachweis der Quellen und Literatur

Nachweis der Bildquellen

Dank

Namenregister

Tafelteile

Tafelteil 1

Tafelteil 2

3.1. Kapitel

Tafelteil 3

4.1. Kapitel

Tafelteil 4

5.1. Kapitel

Stammtafeln

Vorbemerkung

Das Europa der Könige war ein eigenartiger Kontinent. Ein König von England, der kein Englisch sprach, konnte hier auf die Idee kommen, die Pläne eines kein Spanisch sprechenden Königs von Spanien zu durchkreuzen, indem er dem kein Polnisch sprechenden König von Polen anbot, König von Sizilien zu werden. Der Herrscher über zwanzig Millionen Menschen trug währenddessen Mädchenkleider und wurde von einer alten Dame an einer seidenen Leine geführt, weil er erst fünf Jahre alt war; als Elfjährigen verlobte man ihn mit einer Dreijährigen, bevor man ihm dann als Fünfzehnjährigem doch lieber eine sieben Jahre ältere Prinzessin zur Frau gab. Die Macht residierte in überfüllten Schlössern, deren Höflings-Bewohner sich den ganzen Winter über um das Recht stritten, in Gegenwart der Königin auf einem Hocker zu sitzen, bevor sie im Sommer loszogen, um an der Spitze knallbunt uniformierter Truppen direkt in das Musketenfeuer der Kriegsgegner hineinanzumarschieren. In einem Staat, dessen Amtssprache Latein war, konnte ein Hochadeliger Gerichtspräsident werden, der im Alter von zwölf Jahren nur deswegen lesen gelernt hatte, weil man ihn von den Bäumen des Schlossparks mit der Pistole Bleibuchstaben herunterschießen ließ. Es war eine Gesellschaft, in der ein Edelmann, der erst mit dreiundzwanzig Jahren feststellte, keinen Vornamen zu haben, weniger auffiel als einer, der seine Frau mit ihrem Vornamen anredete; Kinder sagten «Mama» zur Gouvernante, «Madame» zur Mutter und «Sie» zu den Geschwistern. Und doch präsentieren Schulbücher die Geschichte dieses 17. und 18. Jahrhunderts, diese so reiche Landschaft voller überraschender Ausichten, noch immer als Hochgeschwindigkeits-Autobahn zum einzig relevanten Heute.

Das Eintauchen in etwas weiter zurückliegende Epochen ist aber nicht nur reicher an Überraschungen als der Blick auf jüngere, vertrautere Vergangenheiten; es kann uns manchmal gerade dadurch die Augen öffnen, dass es eben keine offensichtlichen Botschaften transportiert. Man erfährt in der Beschäftigung mit den Monarchien der Frühneuzeit viel über die Geschichte der Staatsbildung, der Diplomatie,

des Krieges, der Familienstrukturen oder der Geschlechterbeziehungen, und also werden auch die Leser dieses Buches am Ende mehr über all das wissen. Aber man kann es genauso gut lesen, um einfach herauszufinden, warum beispielsweise ein französischer König gut beraten war, Affären nur mit verheirateten Frauen anzufangen, welchen Monarchenkollegen der Römisch-Deutsche Kaiser im Jahr 1769 huckepack auf den Schultern trug, wie gut der erste am französischen Hof erzogene Irokese Querflöte spielen lernte, weshalb Kavallerieattacken im 18. Jahrhundert nur noch psychologisch wirkten, wer der Mann mit der Eisernen Maske war oder was die Leibärzte des Jahres 1688 als gesündere Alternative zur Muttermilch empfahlen. Und so soll denn dieses Buch unterhaltend sein, ohne deswegen auf Erklärung und Analyse zu verzichten: eine Reise durch vergangene Welten, die sich strikt an das historisch Rekonstruierbare hält und die man dennoch wie eine Erzählung lesen kann.

Die vergangene Welt, um die es in den folgenden zwanzig Kapiteln gehen soll, ist die der europäischen Monarchen der ausgehenden Frühneuzeit sowie jener höfischen Aristokraten, die sie mal als Rivalen, mal als Helfershelfer und oft genug als gehobene Kindermädchen umgaben. Für diese anderthalb Jahrhunderte zwischen 1642 und 1799 biegen wir also bewusst von der großen Fortschrittsautobahn ab, um auf der damals einzig beleuchteten Hauptstraße zu fahren, die man rückblickend meistens wie ein Nebengleis oder gar eine Sackgasse behandelt. Tatsächlich hat ja auch kaum eine der Personen, die wir näher betrachten werden, etwas nach heutigen Maßstäben Nützliches oder Zukunftsweisendes bewirkt. Dieses Buch gilt bewusst nicht den großen Schriftstellern, Philosophen, Künstlern oder Wissenschaftlern jener Zeit, über die sonst am ehesten geschrieben wird. Hier dagegen geht es weder um die Berühmtesten noch auch um komplett von A bis Z auserzählte Biographien. Die Biographie ist fast das einzige Genre, in dem die höfische Gesellschaft bisher einigermaßen zugänglich behandelt worden ist, und sie vermag viel zu leisten, was hier nicht möglich wäre. Eines jedoch kann sie nicht, und genau das soll in diesem Buch versucht werden – eine fast vergessene Welt zugleich erklären und erzählen, indem man zwanzig über eine lange Zeitspanne verteilte Momente schildert und zusieht, wie die zu ihnen gehörenden Lebensläufe ineinandergreifen.

Dabei wird bewusst nicht scharf zwischen Neben- und Hauptfiguren unterschieden, wie das sonst sowohl Romane oder Filme als auch Biographien zu tun pflegen. Schon bei der Rekonstruktion eines einzigen realen Lebens ist ja diese Trennung einigermaßen künstlich, erst recht bei der Darstellung einer ganzen Gesellschaft – und nirgendwo so irreführend wie hier, wo es um eine internationale Herrschaftselite geht. Denn auch das soll ja unser Text sein: eine Einladung, anhand nur scheinbar verjährt Beispiele über die Art nachzudenken, in der Macht ausgeübt wird, in der Eliten sich abgrenzen, sich rechtfertigen und vor lauter alternativloser Selbstgewissheit immer wieder scheitern, ohne deswegen notwendigerweise dumm oder gar böse zu sein. Viele Einzelne können wir zwar, weil wir ihre Briefe, Tagebücher und andere sehr präzise Quellen haben, einigermaßen kennen. Nicht wenige andere aber haben, obwohl sie große Hauptrollen spielten, fast keine solchen Spuren hinterlassen, während wieder andere sich uns nur für einen kurzen Augenblick offenbaren. Schon deswegen kann ein Buch wie dieses sich nicht darauf beschränken, Personen vorzustellen, die wir ganz durchschauen – oder auch nur durchschauen müssten. Wohl kein Missverständnis über Machteliten ist nämlich größer, keines wohl auch mehr schuld an der Entstehung von Verschwörungstheorien als die Vorstellung, dass die Mächtigen und gesellschaftlich Hochgestellten nur etwa so viele Sozialbeziehungen hätten wie der Normalbürger. Macht ist ein Schachspiel auf einem riesigen Brett; sie funktioniert nur durch Netzwerke und wird von Eliten betrieben, die gar nicht anders können, als von Anfang an möglichst viele der anderen Schachfiguren im Auge zu behalten. Dies gilt immer und überall, am meisten aber in der Welt der Höfe und Aristokratien, deren Akteure in ihre Netzwerke schon hineingeboren wurden. Von Individualität hielten sie noch fast ebenso wenig wie von Privatleben, und so kann man ihre Welt überhaupt nur dann einigermaßen vorstellbar machen, wenn man auch in der historischen Darstellung nicht gleich alle Nebenfiguren herauswirft. Im Gegenteil: Die ständig präsenten Höflinge, die über die Generationen immer wiederkehrenden Namen der großen Familien gehören zum Mobiliar unserer Erzählung, die von den Verbindungen zwischen ihnen

nicht weniger zusammengehalten wird als vom Hauptstrom der Ereignisse.

Und vor dieser Kulisse spielt sich nun das größte Drama ab, die eigentliche Tragikomödie dieser versunkenen Welt: das Zusammenleben und -arbeiten der geborenen Herrscher mit ihren geborenen Helfern, das mehr oder weniger gelungene Hineinwachsen der Mächtigen in die Rollen, die ihnen der Zufall zugewiesen hatte, all die Dramen von Aufstieg und Fall in einem Mikrokosmos, von dem oft gesprochen wird, als wäre er ein willenloses Uhrwerk gewesen, und der doch in Wahrheit ein Schlachtfeld ebenso wie ein Ameisenhaufen war. Es macht wenig aus, dass die speziellen Strukturen dieser Macht längst vergangen sind, und für manche Beobachtungen mag es geradezu von Vorteil sein, sich eine Epoche näher anzusehen, in der es mangels Massenmedien, Pressefreiheit oder gar Demokratie und angesichts der Geheimhaltung aller Staatsangelegenheiten durch eine viel kleinere und viel inzestuösere Machtelite ungleich leichter gewesen wäre als heute, riesige Verschwörungen durchzuführen – und am Ende festzustellen, dass derartige Pläne nahezu immer schief liefen.

Aber auch ganz ohne so spezifische Fragen lohnt sich die Beschäftigung mit der Frühneuzeit schon deshalb, weil sie in Abwandlung eines Wortes von Uvo Hölscher nun einmal das «nächste Fremde» unserer eigenen Gesellschaft ist – nah genug, um nicht außerirdisch zu sein, und doch zugleich fremd genug, um uns daran zu erinnern, wie wenig selbstverständlich unsere Selbstverständlichkeiten sind. Wer sich einmal näher angesehen hat, wie lauter individuell vernünftige Menschen mit der größten Überzeugung Dinge tun, die uns nach bloß drei Jahrhunderten wie der reine Irrsinn vorkommen, der mag es sich danach auch zweimal überlegen, etwas nur deswegen für richtig zu halten, weil das im Hier und Heute alle anderen tun.



Alles in diesem Buch ist so konzipiert, dass es für die Leser auch an Ort und Stelle nachvollziehbar sein sollte – jedenfalls so nachvollziehbar,

wie es eben geht, wenn man eine oft bizarre Gesellschaft beschreibt. Auf welche Quellen sich unsere Darstellung stützt und wie wir die belegbaren Fakten gelegentlich (und höchstens!) um das ergänzen, was sich plausibel herleiten lässt, kann für jedes Kapitel im Quellenanhang am Ende des Buches nachgelesen werden. Die hier folgenden Erläuterungen dagegen sind einfach ein Angebot für den Fall, dass der Leser oder die Leserin die Logik hinter den hier verwendeten Namen und Daten genauer nachvollziehen möchte.

Der richtige Umgang mit *Personennamen* ist einer der wichtigsten Testfälle für die Qualität von Geschichtsbüchern und historischer Erzählung, weil wenig so viel über eine Gesellschaft sagt wie ihre Namenskonventionen – wer nicht weiß, wie die historischen Figuren einander mit Namen nannten, der hat ihnen nicht gründlich genug zugehört. Erst recht gilt das für die Beschäftigung mit Herrschern und Aristokraten, die mit gutem Grund für ihre ornamental komplizierten Namen berüchtigt sind; in ihren Namenssystemen steckt eine ganze Weltsicht, und so erscheint es nur konsequent, wenn die moderne Geschichtsschreibung solche Namen oft genug unserem ganz anderen Verständnis vom Individuum angepasst hat. Tatsächlich geht es denn auch kaum ohne eine gewisse Adaptation. Wenn man beispielsweise vom spanischen Botschafter am Hof Ludwigs XV. sprechen will, kann man schlecht jedes Mal Don Fernando de Silva y Álvarez de Toledo Beaumont Portocarrero Enríquez de Ribera Manrique Méndez de Haro Guzmán Enríquez de la Cerda Acevedo y Zúñiga Fonseca y Ayala, Duque de Huescar, Conde de Galve etc. sagen, zumal diese Auflistung beerbter Familien letztlich ja ohnehin eher ein Grundbucheintrag als ein Name ist.

Aber nicht nur praktische Gründe sprechen dafür, die Namen etwas mehr anzupassen, als das zum Beispiel viele Drehbuch- oder Romanautoren tun, bei denen Personen immer schön ordentlich «im Namen Seiner Majestät König Ludwig XV. von Frankreich» ernannt oder verhaftet werden. Für Kenner der Materie klingt dergleichen genauso authentisch, wie es ein Gespräch der Gegenwart wäre, in dem jemand von «der Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland Dr. Angela Dorothea Merkel geb. Kasner (CDU)» spräche. Das heißt natürlich nicht,

dass man vollständige Titel oder Namen überhaupt nie anführen sollte – es ist ja oft schon zum Zweck der historischen Erklärung nötig und kommt also auch in diesem Buch vor.

Der Alltagsgebrauch der Namen war jedoch in allen Epochen etwas ganz anderes als das Auflisten der vollständigen Version. Diesen Alltagsgebrauch zu kennen ist daher keineswegs bloß für diejenigen nützlich, die solche Personen in zeitgenössischen Texten wiederfinden wollen. Er sagt uns vor allem auch enorm viel darüber, welche Eigenschaften einer Person man zu welcher Zeit wie wichtig oder unwichtig fand – und also erwähnte oder wegließ. Wie dementsprechend die Aristokratie der frühen Neuzeit feudale und funktionale Titel immer viel wichtiger fand als etwa Vornamen (und welche exzessiven Formen das annehmen konnte), wird in Kapitel 12 ausführlicher erklärt.

Hier reicht es festzuhalten, dass wir die unvermeidliche Vereinfachung der Namen in diesem Buch bewusst im Einklang mit dem damaligen Alltagsgebrauch vornehmen, statt die Namen wie so viele Autoren an unsere modernen Formen anzupassen. Um noch einmal Angela Merkel als Beispiel zu bemühen, stelle man sich einfach vor, wie modernisierende Geschichtsbücher sie wohl in hundert Jahren nennen werden. *Angela Kasner*, weil der Sieg moderater Feministinnen inzwischen den Gebrauch von Ehenamen völlig abgeschafft hat? *Angela Herlinds-tochter*, weil etwas radikalere Feministinnen die Macht übernommen haben? Oder ganz im Gegenteil *Frau Prof. Dr. Joachim Sauer*, weil es ein Comeback des Patriarchats gegeben haben wird? Für unsere Frage ist das zum Glück egal, denn eines haben alle drei Varianten gemeinsam, so unterschiedlich sympathisch wir sie ansonsten finden mögen – sie geben ein falsches Bild von der Gesellschaft, in der die Kanzlerin lebte.

Um vergleichbare Fehler zu vermeiden, nennen wir daher im Folgenden alle historischen Personen spätestens ab der zweiten Erwähnung mit der kürzesten Version desjenigen Namens oder Titels, den man auch zu Lebzeiten als ihren Kurznamen verwendete. Bei den vielen Aristokraten, die vor allem in Westeuropa geographische Feudaltitel trugen, verwenden wir diese – nennen also beispielsweise Henri-Charles de La Trémoille, Prince de Talmond einfach ‹Talmond›, Charles Fitzroy, Duke of Grafton einfach ‹Grafton› und Stéphanie-Félicité du Crest de

Saint-Aubin, Comtesse de Genlis «Madame de Genlis». Familiennamen verwenden wir als Kurznamen nur da, wo die Zeitgenossen das auch taten, weil die Feudaltitel wie z. B. in Deutschland mit den Familiennamen identisch waren. Die vollständigen Namen all dieser Personen erscheinen dementsprechend nur ausnahmsweise im Text, können aber jeweils im Namenregister am Ende des Buches nachgeschlagen werden, wo sich zugleich alle Lebensdaten, die Seitenzahlen aller Auftritte und die Geburtsnamen der Frauen finden. (Wenn für eine Titelträgerin kein separater Geburtsname angegeben wird, dann ist der einzige angegebene Familienname bereits dieser Geburtsname, weil die Frau wie z. B. in Frankreich den Familiennamen ihres Mannes gar nicht führte.) Bei den nicht wenigen Personen, die im Lauf ihres Lebens mehrfach die Feudaltitel wechselten, verwenden wir normalerweise denjenigen Titel, den sie zur uns interessierenden Zeit trugen. Eine Ausnahme machen wir nur für den großen Lauzun, den wir aus rein pragmatischen Gründen schon im 1665 spielenden Kapitel 2 so nennen, obwohl er erst ab 1668 Comte de Lauzun war und zuvor Marquis de Puyguilhem geheißten hatte.

Die einzigen Personen schließlich, die wir mit ihren Vornamen nennen, sind Angehörige von Herrscherhäusern, die entweder schon damals so genannt wurden (Prinz Heinrich) oder für die es keine retrospektiv praktikable Namensform gibt (also etwa Ludwig XV., den seine Untertanen einfach «der König» nannte, weil sie ja wussten, dass sie den aktuellen meinten, oder den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den wir schlecht nach Art der Zeit- und Standesgenossen «Kurbrandenburg» nennen können). Die Vornamen der Herrscher und ihrer Ehefrauen geben wir gemäß einer sinnvollen Konvention der Historiker in ihrer deutschen Form, wo das nicht geradezu absurd wirken müsste; wir schreiben also z. B. Georg III. und Ludwig XV., aber Iwan VI. statt Johann VI. und Stanisław I. statt Stanislaus I. Die Vornamen der übrigen Angehörigen von Herrscherhäusern finden sich dagegen ebenso in der jeweiligen Landessprache wie auch die Namen aller übrigen Personen. Das eigentliche Titelement, also etwa Earl, Duc oder Principe, übersetzen wir nur dort als Graf, Herzog oder Fürst ins Deutsche, wo das machbar und stilistisch sinnvoll ist; die im Anhang zu findende Übersicht über die Hierarchie der Feudal- und Amtstitel über-

setzt auch die deutschen Versionen in andere Sprachen. Die Titel britischer Peers außer der Herzöge verkürzen wir, wie das offiziell erlaubt ist, meistens zu Lord. Die Schreibweise aller Namen und Titel richtet sich nicht nach der völlig willkürlichen Orthographie der Zeit, sondern nach der heute von Nachkommen und Historikern verwendeten Standardversion. Russische Namen haben wir möglichst so aus dem Kyrilischen transkribiert, dass eine deutsche Aussprache dieser Schreibweise die korrekte Namensform ergibt (das s in Subow ist also z. B. stimmhaft wie in «sanft», während z immer für tz steht). Ein Sonderzeichen verwenden wir dabei lediglich für das russische ж, das kein deutsches Äquivalent hat, sich wie J in Journalist spricht und hier als ž wiedergegeben wird.

Die *geographischen Namen* sind wesentlich leichter zu handhaben als die Personennamen. Prinzipiell werden im Text alle Länder, Regionen und Städte mit den Namen benannt, die sie (wenn sie denn noch existieren) auch heute tragen. Eine Ausnahme machen lediglich solche Namen, deren heutige Form sich aufgrund massiver ethnischer oder sprachlicher Verschiebungen ganz radikal von der damaligen unterscheidet. In solchen Fällen haben wir statt Krosno Odrzanski oder Kaliningrad bewusst Crossen an der Oder und Königsberg geschrieben, weil beide Städte zum relevanten Zeitpunkt deutschsprachig und Teil deutschsprachiger Staaten waren. Wir schreiben französisch Pignerol statt italienisch Pinerolo, da die norditalienische Stadt damals zu Frankreich gehörte und in der entsprechenden Episode ausnahmslos nur Franzosen auftreten, und nennen Ansbach natürlich nicht in der noch im 18. Jahrhundert vorherrschenden Form Onolzbach. Das heutige Belgien nennen wir mit diesem Namen, weil seine zeitgenössische Bezeichnung als Spanische (bis 1714) und dann Österreichische Niederlande (1714–1793) ebenso unhandlich wie verwirrend ist. Wenn in Kapitel 7 von Preußen die Rede ist, ist damit gemäß dem Sprachgebrauch von 1690 ausschließlich das Herzogtum Preußen gemeint, das man erst ab 1772 als Ostpreußen zu bezeichnen anfang; den von 1454 bis 1772 zu Polen gehörenden westlichen Teil des ehemaligen Deutsch-Ordens-Staats nennen wir dagegen Westpreußen, weil sein damaliger Name «Preußen

Königlichen Anteils» für praktisch alle Leser irreführend wäre. In allen folgenden Kapiteln bezeichnet «Preußen» dagegen den Staatenkomplex der Hohenzollern-Herrscher, der sich seit Schaffung des preußischen Königums (1701) noch bis 1815 selbst nur «die königlich preußischen Staaten» nannte. Analog dazu benutzen wir den Begriff Österreich nicht bloß für das Erzherzogtum dieses Namens, sondern im Einklang mit zeitgenössischer Praxis zur Bezeichnung des gesamten habsburgischen Staatenkomplexes, der bekanntlich auch z. B. Böhmen und Ungarn umfasste. Das heutige Tschechien nennen wir mit dem damals universell gebräuchlichen Namen Böhmen.

Die bundesstaatliche Organisation des deutschsprachigen Raums, heute in allen Schulbüchern liebevoll «Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation» genannt, wurde damals genauso selten mit ihrem vollen Namen genannt, wie das heute dem Vereinigten Königreich von Großbritannien und Nordirland, der Russischen Föderation oder den Vereinigten Staaten von Amerika widerfährt. Wir sprechen daher im Einklang mit Zeitgenossen wie Historikern meistens vom Römisch-Deutschen Reich bzw. Römisch-Deutschen Kaiser sowie (ebenfalls nach dem Vorbild beider Gruppen) einfach vom Reich, ohne dass das als Nostalgie für die damit nichts zu tun habenden Reichsbildungen späterer Zeiten missverstanden werden möge. Von Deutschland sprechen wir wie die damaligen Menschen, wenn wir nicht die politische Organisation, sondern den deutschen Sprach- und Kulturraum meinen. Wenn ohne Zusatz oder offensichtlich russischen Kontext einfach vom Kaiser oder von der Kaiserin die Rede ist, ist immer das Römisch-Deutsche Kaisertum gemeint. Den bis 1804 einzigen anderen Kaiser, nämlich den russischen Herrscher, der 1721 den Titel «Imperator» angenommen hatte, nennen wir zur Vermeidung von Verwechslungen immer mit dem auch zeitgenössisch weiterhin dominanten Titel Zar. Schließlich verwenden wir den Begriff «Britten» schon während des 17. Jahrhunderts, um die Gesamtheit der Engländer, Schotten und Waliser zu bezeichnen, obwohl der Staat Großbritannien erst 1707 aus der Vereinigung der Königreiche Schottland und England entstand; die englisch-schottischen Könige der Zeit davor nennen wir Könige von England.

Zuletzt ein Wort zu den *Daten*. Die einzige Komplikation resultiert hier daraus, dass der 1582 vom Papsttum entwickelte gregorianische Kalender von den protestantischen Ländern zuerst abgelehnt wurde. Sie behielten folglich den bisherigen julianischen Kalender bei, wodurch ihre Datumsangaben im gesamten 17. Jahrhundert jeweils zehn Tage hinter denen der katholischen Länder herhinkten; das Duell, mit dem unsere Erzählung beginnt, fand daher aus der Perspektive der protestantisch dominierten Niederlande am 17., aus der des mehrheitlich katholischen Frankreich dagegen am 27. Juli 1642 statt. Erst im Jahr 1700, in dem die Differenz sich auf elf Tage erhöhte, nahmen alle protestantischen Länder mit Ausnahme Großbritanniens den gregorianischen Kalender an. Gleichzeitig führte jedoch ironischerweise im bisher nach byzantinischem Muster datierenden Russland Peter der Große den julianischen Kalender ein, von dessen nahezu universaler Abschaffung er nicht mehr rechtzeitig erfahren hatte; er blieb bis 1918 in Gebrauch, weswegen russische Daten im 18. Jahrhundert nunmehr elf Tage hinter denen des gregorianischen Europa hinterherhinkten.

Großbritannien nahm den gregorianischen Kalender 1752 an; bis dahin praktizierte es allerdings nicht nur die besagten zehn bzw. ab 1700 elf Tage Datumsverspätung, sondern auch (als ebenfalls letztes Land Europas) den altrömischen Jahresanfang am 25. März. Was daher für Kontinentaleuropa der Februar 1733 war, wurde in Großbritannien noch als Februar 1732 verbucht; das Jahr 1733 begann erst am 25. März, so dass der von den Briten als Februar 1733 bezeichnete Monat derselbe war, den alle anderen den Februar 1734 nannten. Da diese Diskrepanz schon damals allerhand Komplikationen verursachte, pflegten Briten alle zwischen 1. Januar und 25. März fallenden Daten als 11. Februar 1732–33 zu schreiben, was heutzutage oft so missverstanden wird, als gebe es zwei einander widersprechende Jahresangaben. Da es in diesem Buch ganz maßgeblich um die übernationalen Beziehungen innerhalb Europas geht und das Erkennen von Gleichzeitigkeiten nicht unnötig erschwert werden sollte, sind hier ausnahmslos sämtliche Daten in den am ehesten universalen und heutzutage konkurrenzlosen gregorianischen Kalender umgerechnet worden. Wer einzelne hier angeführte Daten mit den Angaben anderer Darstellungen oder zeitgenössischer

Quellentexte vergleicht, darf daher nicht erschrecken, wenn sie je nach Ort und Zeit um zehn bzw. elf Tage oder im Falle der englischen Jahresdaten scheinbar um ein Jahr abweichen.

Kapitel 1

«Ein polnischer Prinz, dessen Namen ich vergessen habe ...»

Rheinberg, 27. Juli 1642

Talmond sah die Reiter als Erster. Zwar konnte man hier, wo das Land so flach war wie in seiner Heimat, alles schon aus großer Entfernung erkennen, aber viel Zeit blieb doch nicht mehr; bei diesem Tempo würden sie ihn und Radziwiłł sehr bald erreichen. Umso klarer wurde ihm, was er jetzt tun musste. Ein drittes Mal würde er sich das Schwert nicht mehr aus der Hand nehmen lassen. Vor einem Jahr hatte ein Cousin ihn noch wie einen kleinen Jungen behandeln können, ganz als sei er nicht schon zwanzig gewesen und als habe er nicht extra noch den perfekten Vorwand für ein Duell gefunden; vor einem halben Jahr hatte ausgerechnet ein Sekundant ihn und Radziwiłł verhaften lassen, bevor sie einander töten konnten, wie es die Ehre ihrer Häuser verlangte. Wenn sie heute wieder am Duell gehindert würden, stand es in den Sternen, wann sie die nächste Gelegenheit fänden. Vier feindliche Armeen bewegten sich aufeinander zu durch dieses gottverlassene Flachland. Erst vor drei Wochen war Radziwiłł das Pferd unterm Leib erschossen worden, als seine Leute eine spanische Kolonne entdeckt hatten, und beinahe hätte irgendein Bauernkerl mit einem Knüppel Talmond um den ehrenvollen Kampf gebracht, den der arrogante Pole ihm schuldete. Unmöglich also, noch länger zu warten.

Das andere, was Talmond sehr klar und deutlich empfand, während er Radziwiłł zuschrie und auf die Reiter zeigte, während er seine Jacke wegwarf und im weißen Hemd aufs Pferd stieg, war der Wert dessen, was er allein heute schon wieder gelernt hatte. Es lohnte sich, den richtigen Sekundanten auszuwählen. Er hatte Espinay gewollt, aber weil die Sekundanten meistens am Schluss selbst mitkämpften, hatte Radziwiłłs Sekundant Raymond darum gebeten, einen anderen zu wählen, denn

er möge Espinay zu gern. Am Ende war seine Wahl auf Haucourt gefallen, der nun mit Radziwiłłs Mann aushandelte, wie und wo sie kämpfen sollten und mit was für Waffen; Haucourt war es, dem erst hier draußen auffiel, dass Talmonds Säbel einen halben Fuß kürzer war als der Degen seines Gegners und dass er keinen Schutz am Griff hatte. Der Pole hatte gut reagiert, das musste man ihm lassen, aber sein Angebot, einfach zu tauschen, konnte man als Edelmann doch nicht annehmen, und so hatten sie Strohhalme gezogen: *Natürlich* hatte Talmond den kürzeren in der Hand behalten und hält jetzt, während sie aufeinander zugaloppieren, den zu kurzen Säbel in der Rechten. Als ihre Pferde nebeneinander zum Stehen kommen, schlägt Talmond zu und zerfetzt Radziwiłł das Hemd. Erst während er die Klinge zurückzieht, spürt er, wie ihm die Waffe des Feindes den ganzen rechten Arm aufschlitzt. Schon ist er hinter Radziwiłł, erinnert sich an seinen Unterricht: die perfekte Position zum Zuschlagen. Aber merkwürdig, der Säbel ist gar nicht mehr in seiner Hand, und während Radziwiłł auf seinem durchgegangenen Pferd schon hundert Schritt weit weg ist, während Radziwiłłs Diener auf Talmond zurennen, um ihn aus dem Sattel zu heben und ihm die zerrissene Arterie zu verbinden, spürt er diese seltsame Leichtigkeit: Ob das die Ehre ist?

Sie waren von entgegengesetzten Enden Europas aufgebrochen, um hier aufeinanderzutreffen. Von der französischen Atlantikküste kam Henri-Charles de La Trémoille, Prince de Talmond, Oberst über ein Regiment zu Ross im Dienst der Generalstaaten und Erbe zahlloser Ländereien zwischen Poitou und Bretagne. Sein Gegner war Fürst Bogusław Radziwiłł, Herzog von Birszen und Dubinki, Fürst von Sluzk und Kopyl, Groß-Bannerträger von Litauen und Starost von Poszyrwinty. Er hatte seinen riesigen Besitz zwar vor allem in Weißrussland, das damals zu Litauen gehörte. Weil aber der litauische Staat schon lange mit Polen vereint und der litauische Adel ganz polnisch geworden war – und weil hier im Westen ohnehin niemand gewusst hätte, was oder wo Weißrussland war –, nannte alle Welt ihn und nannte er selbst sich einen Polen. Mit 95 Prozent aller Polen, Litauer oder Weißrussen hatte er dennoch so wenig gemeinsam wie Talmond mit 95 Prozent aller Franzosen.

Nicht einfach, weil sie Adelige waren: Adel war damals schon kein sehr genauer Begriff und ist es heute erst recht nicht mehr, seit die meisten dabei nur noch an die Königshäuser denken. Könige aber und ihre Familien sind gerade keine Adelligen, sondern höchstens die logische Verlängerung des Adels nach oben, seine Arbeitgeber, Schiedsrichter und Beherrscher, je nach Wetterlage seine Idole, Rivalen oder Todfeinde. Natürlich brauchten beide Seiten einander, natürlich waren sie einander meistens näher als irgendwem sonst – aber wehe dem Adelligen, der den Unterschied vergaß. Gerade in der Zeit unserer beiden Duellanten verschoben sich in fast ganz Europa die Gewichte endgültig zugunsten der Herrscher, ob sie nun Kaiser, Könige, Kurfürsten waren oder souveräne Herzöge und Fürsten. Jahrhundertlang mochten sie sich von den hohen Adelligen nur unterschieden haben wie ein großer Landbesitzer von einem mittleren. Langsam aber waren ihre Staats- und Militärmaschinen so gewachsen, dass auch der hohe Adel nicht mehr mithalten konnte, und wenn man sich wieder einmal in die Haare geriet, dann kam es immer öfter vor, dass der König seinem rebellischen Adel nicht mehr nur das heilige Salböl auf seiner Stirn, den purpurnen Krönungsmantel oder den Charme seiner Persönlichkeit entgegenzusetzen hatte, sondern notfalls auch fünfzigtausend Berufssoldaten und eine kleine Armee bissiger Juristen. Noch größer war nur ein letzter Vorteil der Monarchen. Außerhalb Europas kam es regelmäßig vor, dass ein talentierter General oder Rebellenführer das Herrscherhaus stürzte und wie aus dem Nichts eine ganz neue Dynastie begründete, und noch die Römer und Byzantiner hatten es genauso gehalten. Im europäischen Mittelalter aber hörte das auf; Brüder, Onkel und Cousins mochten einander bis aufs Blut bekämpfen, die Kronen blieben doch über Jahrhunderte immer in denselben Familien, und nur die Namen änderten sich manchmal, wenn eine Erbtöchter ihrem Mann den Thron einbrachte. Wo aber jede Dynastie seit Jahrhunderten herrschte, da arbeitete auch das mächtigste Grundprinzip der Zeit für sie, die Überzeugung nämlich, dass alles Alte richtig sei und das allzu Neue verdächtig. Selbst da, wo man die Könige noch wählte – und das wurde jetzt immer seltener, weil Böhmen 1627, Dänemark 1660 und Ungarn 1687 jeweils mit etwas militärischer Nachhilfe die Erbmonarchie einführten –, war der Respekt

vor der Tradition so groß, dass die Wahl am Ende doch immer den natürlichen Erben des letzten Königs traf. Kein Wunder also, dass die Herrscherhäuser sich selbst ihren adeligen Untertanen gegenüber fast wie eine andere Spezies vorkamen.

Auch wenn man ihn als Stand der privilegierten Untertanen versteht, blieb der Adel uneinheitlich genug. Die juristische Definition war zwar überall in Kontinentaleuropa recht klar, und so wusste man an sich von jedem, ob er adelig oder bürgerlich war. Weil aber die ganze Idee des Adels sich ohne Ungleichheit nicht denken lässt, wird es niemanden überraschen, dass auch die Adelligen untereinander alles andere als gleich waren – lediglich Polen-Litauen tat noch so, als seien sie es. Schon immer hatte es eine feudale Kaskade der Verachtung gegeben, in der Herzöge auf Grafen herabsahen, Grafen Barone bemitleideten und diese sich untitulierten Adelligen überlegen fühlten. Adelige mit viel Land übertrumpften solche, bei denen es nur noch für ein größeres Bauernhaus, ein altes Pferd und ein verrostetes Schwert reichte, während elegante Höflinge in der Hauptstadt sich über Krautjunker aus der Provinz amüsierten und alle zusammen als alter Adel auf den neuen schimpften. Der wurde trotzdem immer zahlreicher, weil zwar der Adel keine Könige mehr machen konnte, die Könige sehr wohl aber neue Adelige. Ein Jurist nach dem anderen erhielt das Adelsdiplom, kaufte Land und heiratete nach oben. Der alte Adel mochte darüber spotten – wird eine Maus adelig, wenn sie das Adelsdiplom auffrisst? –, reagieren musste er doch. Zum Glück wurde aber mit dem Problem bereits die Lösung mitgeliefert, denn dieselbe Maschinerie von Staat und Militär, die die Macht des Monarchen stärkte, bot auch dem Adel ungeahnte neue Aufstiegschancen. Diejenigen Nachkommen des alten Ritteradels, die zum Einstieg in den neuen Apparat bereit waren, konnten nun gewissermaßen als leitende Angestellte des Königsprojekts an bisher ungeahnter Macht und unvorstellbarem Steuer-Reichtum teilhaben und sich nicht nur über ihre altadeligen Standesgenossen, sondern auch über die meisten Emporkömmlinge erheben. Bis vor kurzem waren die meisten Angehörigen dieses niederen Adels Grundbesitzer gewesen, die sich dem König nur nach Aufforderung als anarchische Einzelkämpfer zur Verfügung stellten und nach einer Saison Krieg wieder zu ihren Feldern

zurückkehrten; jetzt wurden Offiziere aus ihnen, die die immer größeren Heere ihrer Herrscher kommandierten, zugleich Hofwürdenträger, Diplomaten, Statthalter oder Gerichtspräsidenten. Natürlich waren die Karrieren unterschiedlich aussichtsreich und riskant; im Krieg war am meisten zu gewinnen, aber auch am meisten zu verlieren, und so kamen auf jeden Glücklichen, der zum millionenschweren Feldmarschall, Fürsten und Statthalter aufstieg, Hunderte mit stagnierenden Karrieren und Dutzende Sechzehnjährige, denen durch den Kopf geschossen wurde. Wer Verbindungen hatte, platzierte seine Kinder in Hofkarrieren, wer genug Geld besaß, bezahlte den Söhnen das Studium und die Bildungsreisen, die Administratoren und Diplomaten brauchten. Aber das Prinzip war doch überall das gleiche, und weil in dieser Gesellschaft niemand für sich allein und jeder als Vertreter seines Clans handelte, infiltrierten, kolonisierten und übernahmen alte und neue Adelige das königliche Staatsprojekt. Es wurde zur großartigsten Eliten-Arbeitsbeschaffungsmaßnahme der europäischen Geschichte.

Anders sah das nur für eine Gruppe aus, womit wir auch zu Radziwiłł und Talmond zurückkommen. Was sollte bei dieser Entwicklung aus dem Hochadel werden, den Adelsfamilien also, die schon vor Jahrhunderten mit oder ohne Könige aufgestiegen waren, die daher schon seit langem Fürsten oder Herzöge waren und selbst über Hunderte, ja Tausende niederadelige Vasallen herrschten? In manchen Teilen Europas half ihnen das Fehlen einer Zentralmacht; so konnten sie im Römisch-Deutschen Reich als fast unabhängige Herrscher kleiner Staaten überleben und all die Universitäten und Hoftheater gründen, von denen wir bis heute zehren. In England andererseits fiel der alte Hochadel erst den Rosenkriegen und dann den Henkern der Tudor-Könige zum Opfer und wurde ziemlich vollständig durch jene Nachkommen erfolgreicher Schafzüchter ersetzt, die heute noch an der Spitze des britischen Adels stehen. In Böhmen erlaubte der Dreißigjährige Krieg es den Habsburgern, den alten tschechischen Herrenstand fast komplett zu vertreiben und die enteigneten Ländereien zu Spottpreisen an deutsche, belgische und italienische Söldnerkommandeure weiterzureichen, deren Erben dann bis 1945 den böhmischen Hochadel ausmachten. Die meisten Länder blieben zwischen diesen Extremen; überall aber mussten

Grandseigneurs wie Talmond oder Radziwiłł sich entscheiden, ob sie sich der wachsenden Kronautorität unterordnen oder sie auf die Hörner nehmen wollten. Durch Verwandtschaft und Reichtum den Monarchen ähnlich und wie sie mehr ans Befehlen als ans Gehorchen gewöhnt, waren sie zu guten Untertanen denkbar ungeeignet – ganz gleich, ob sie nun wie in Frankreich einem König und seinem Kardinal-Minister gehorchen sollten oder wie in Polen-Litauen einer egalitären Adelsrepublik, die sich ihren König bloß als Präsidenten auf Lebenszeit hielt. In filigranen, unübersichtlichen und schwankenden Staatsgebäuden lebten wie nur halb gezähmte Raubtiere diese Männer, die mit einer Handbewegung einen Bürgerkrieg auslösen konnten.

Diese Welt der Hochadeligen war international; sie musste es ja sein, denn in jedem Land gab es nur wenige von ihnen, die meistens Rivalen waren, und so bot sich schon zum Heiraten der Blick über die Grenze an: Aus solchen Heiraten wuchsen Verwandtschaften, Erbschaften und Feindschaften in ganz Europa. Radziwiłł und Talmond aber hatten eine zusätzliche Gemeinsamkeit, die diese Internationalität noch einmal zuspitzte. Nicht zufällig wichen beide in einer der damals wichtigsten Lebensfragen von der Mehrzahl ihrer Landsleute ab, nämlich der Religion, und ohne Übertreibung wird man sagen dürfen, dass Familien wie ihre buchstäblich schon aus Trotz und Widerspruchsgeist Protestanten waren. Da sowohl in Frankreich als auch in Polen-Litauen zwar formale Religionsfreiheit herrschte, der Katholizismus der großen Mehrheit jedoch immer dominanter wurde, hätte das allein schon gereicht, um unangenehm aufzufallen. Weil beide aber Calvinisten waren, gehörten sie zum radikalsten Teil des Protestantismus und hatten so die Garantie, auch mit fast allen anderen Protestanten religiös über Kreuz zu stehen. Besonders kümmern musste sie das nicht, denn zu Hause beschützten sie den Glauben ihrer Untertanen, die selbstverständlich ebenso Calvinisten waren wie sie. Auch im Ausland waren ihr Rang und ihre Macht immer wichtiger als ihr Glaube, und so hätte niemand gewagt, sie wegen des Letzteren zu belästigen. Aber weil sie als Mitglieder der kleinsten und elitärsten Konfession auch automatisch einem europaweiten Netzwerk von Kriegern und Geistlichen angehörten, war von vornherein

klar, dass ihre große Bildungsreise sie nicht irgendwohin führen würde – und dass sie einander treffen mussten.

Das intellektuelle Zentrum der calvinistischen Welt war Genf, aber was interessierte das Talmond und Radziwiłł? Der Hochadel war zwar alles andere als ungebildet, akademische Bildung aber war ihm entschieden suspekt. Unsere beiden Fürsten hatten immerhin das Gymnasium besuchen dürfen – üblicher waren Hauslehrer. Radziwiłł studierte dann noch einige Monate lang an zwei niederländischen Universitäten die Art von Geometrie, die man brauchte, um die korrekte Flugbahn der Kanonenkugeln zu berechnen und bei Belagerungen den Tunnel in die richtige Richtung zu graben; Talmond dagegen machte wie der gesamte französische Militäradel einen Bogen um jede Universität, weil das Studium zu sehr mit den neuadeligen Juristen assoziiert war. Seine Bildungsreise begann damit, dass er sich als Siebzehnjähriger eigenmächtig aus der Schule absetzte und in Begleitung eines treuen Kammerdieners nach England zu seiner Tante Lady Strange floh, um von dort in die Niederlande zu gehen und endlich «den Beruf von Leuten meiner Art» lernen zu können: das Kriegführen. Dass er dafür den Segen seiner Mutter hatte, während der Vater ihn bis an den Kanal verfolgen ließ, hatte weniger mit unterschiedlichen Graden des Militarismus zu tun als mit jenem großen Handicap, das Talmond sein Leben lang genauso belasten würde wie seine schwache Gesundheit. Er mochte geboren sein, um über Tausende zu befehlen: Solange sein Vater lebte und Herzog von La Trémoille war, war Talmond nur Sohn und zu absolutem Gehorsam verpflichtet. Das wäre schon schwer genug gewesen, aber immerhin noch ein übliches Problem in Familien, deren Oberhäupter es sich leisten konnten, jung zu heiraten und also früh Söhne zu haben, die dann lange auf die Nachfolge warten mussten. Für Talmond jedoch kam hinzu, dass sein Vater, als Talmond sieben Jahre alt war und Kardinal Richelieu die letzte große Hugenottenfestung La Rochelle eroberte, den Zeichen der Zeit folgend zum Katholizismus konvertiert war und seine beiden Söhne ins Jesuitengymnasium gegeben hatte, um sie im neuen Glauben erziehen zu lassen. Seine Frau allerdings blieb Protestantin, und weil ihr Stand, ihr Reichtum und ihre mächtigen Verwandten sie schützten, konnte sie den Sohn zur Flucht ermutigen; sie wusste, dass ihn in den Niederlan-

den nicht nur die kompetentesten Militärs der Zeit erwarteten, sondern auch rechthgläubige und vornehme Verwandte. Nur hier konnte er dem Dilemma entgehen, dass er jetzt innerhalb seiner Familie als calvinistischer Erbsohn eines katholischen Vaters genauso schief dastand wie vorher schon als protestantischer Hochadeliger im Frankreich des Kardinals Richelieu.

Die Niederlande jener Zeit waren das Land der reichen Bürger, die uns aus Rembrandts Bildern anschauen, aber es waren nicht sie, die Talmond anzogen. Seit fast achtzig Jahren kämpfte diese Republik gegen die katholischen Spanier, die vom heutigen Belgien aus immer wieder versuchten, die abtrünnige Kolonie zurückzuerobern. An der Spitze dieses Kampfes standen als Generalstatthalter die deutschstämmigen Prinzen von Oranien, die im Laufe der Zeit Europas größte Experten für die neuartige Kriegführung mit Feuerwaffen und für den Festungsbau wurden; schon deshalb war das Land mit seinem endlosen Krieg eine wichtige Station auf der großen Reise vieler Adelsöhne. Talmond aber, dessen beide Großmütter Schwestern des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien waren, fand in diesem Großonkel einen regelrechten Ersatzvater und ging auch sofort ganz in seinem militärischen Dienst auf. Wie immer im Hochadel war dieser Dienst eine eigenartige Mischung aus lebensgefährlicher Ernsthaftigkeit und grotesker Vetternwirtschaft. Talmond trug in seinem ersten Gefecht eine Pike – die gefährlichste Art zu kämpfen, weil die Träger dieser fünf Meter langen Spieße im Nahkampf praktisch wehrlos waren –, wurde dann aber, nachdem er die ersten drei freiwerdenden Posten immer sehr galant niederadeligen Freunden überlassen hatte, fast ohne Übergang zum Obristen über mehrere hundert Reiter ernannt. Großonkel Oranien war stolz auf ihn, und nichts lag näher für Talmond, als diese Wahlverwandtschaft zu vervollständigen, indem er sich in Oraniens älteste Tochter Luise Henriette verliebte. Es war immer klar gewesen, dass Talmond eines Tages eine Cousine heiraten würde, aber diese hier gefiel ihm, was ein unerwarteter Bonus war. Dass sie eine recht enge Verwandte oder genau genommen: seine doppelte Halbtante zweiten Grades war, wurde nicht bloß von allen Zeitgenossen als Vorteil verstanden: So konnte man sich wenigstens schon und musste später bei den Erbschaften nicht so viele verschiedene

Leute berücksichtigen. Es änderte auch nichts daran, dass sie trotzdem erst fünfzehn und sympathisch war. Wer hätte da geahnt, dass Talmond sein Leben gleich darauf für eine ganz andere Prinzessin riskieren würde?

Der Hof und das Heer des Prinzen von Oranien waren das adelige Machtzentrum der Niederlande; direkt nebenan in Den Haag aber gab es einen Königshof, den der Dreißigjährige Krieg hierhergeweht hatte und der aussah wie aus einem Shakespeare-Stück herausgefallen. Seit dreizehn Jahren residierte hier Elisabeth, verwitwete Königin von Böhmen und Königstochter von England, und wartete samt Kindern und Gefolge geduldig darauf, dass ihr Sohn seine Erblande zurückerhalten würde, wie das in einer grundsätzlich vernünftigen Welt ja irgendwann geschehen musste. Ihr Mann war Kurfürst Friedrich von der Pfalz gewesen, den die böhmischen Rebellen 1619 zu ihrem König gewählt hatten und der einen Winter lang regiert hatte, bevor kaiserliche Truppen ihn nicht nur aus Böhmen vertrieben, sondern ihm auch die Pfalz und die Kurwürde abnahmen; John Donne dichtete damals wohl auch deshalb «No man is an island, every man is a piece of the continent», weil er den englischen König dazu ermutigen wollte, dem Winterkönig – also seinem Schwiegersohn – zu helfen. Daraus wurde nun freilich nichts; so viel Geld aber konnte die britische Krone doch immerhin erübrigen, dass die gestrandete Königin und ihre dreizehn Kinder sich davon eine ordentliche Hofhaltung leisteten. Weil die Mutter des Winterkönigs eine Schwester des Prinzen von Oranien und der beiden Großmütter Talmonds gewesen war, waren der oranische und der böhmisch-pfälzische Hof eng miteinander verbunden – eine Verbindung, die bald noch durch eine englisch-oranische Kinderheirat verstärkt wurde; Talmond war also auch hier ein gern gesehener Gast und Verwandter. Beim winterlichen Ballett der Königin, wo dieselben jungen Männer tanzten, die im Sommer in den endlosen Krieg zogen, war er nach eigener Ansicht der beste Tänzer, und so schien für kurze Zeit alles gut.

Fürst Bogusław Radziwiłł mochte nicht ganz so direkt wie Talmond zur calvinistischen Hochadelsfamilie gehören, aus ähnlichem Stoff war er dennoch gemacht. Sein Vater und die Onkel waren zwar die einzigen Calvinisten im litauischen hohen Adel, aber da ihnen der größere Teil

des Landes gehörte, störte sie das nicht weiter. Boguslaws Mutter Elisabeth Sophie war eine brandenburgische Kurfürstentochter aus dem Haus, das man erst sehr viel später Hohenzollern genannt hat, und weil ihr Neffe 1613 für eine Erbschaft zum Calvinismus übertrat und seinen Sohn mit einer Schwester des Winterkönigs verheiratete, war auch Elisabeth Sophies Sohn Radziwiłł mit dem hochadeligen Kern der calvinistischen Welt eng genug verschwägert, um ein Patensohn des Winterkönigs zu werden. Sein Vater hatte gerade noch Zeit, den wenige Monate alten Bogusław auf ein Ritterpferd zu setzen, um damit anzudeuten, welchen Beruf er ergreifen solle. Dann starb er und hinterließ dem Sohn eine Lebenslage, die das genaue Gegenteil von der Talmonds war: Schon im Alter von einem halben Jahr wurde er nomineller Herrscher über Hunderttausende Leibeigene und Beschützer des wahren Glaubens in Litauen. Da zur brandenburgischen Mutter bald ein deutscher Stiefvater, der Umzug in die Oberpfalz und dann das Gymnasium im deutschsprachigen Danzig hinzukamen, ist es kein Wunder, dass Radziwiłł sein Leben lang kaum weniger deutsch als polnisch war – er sprach mit einem berlinischen Tonfall, der ihn *och* statt *auch* schreiben ließ, und soll vor seinem Tod sogar noch die Weiße Frau gesehen haben, die als Haus-, also Dynastie-Gespensst sonst bloß den echten Hohenzollern ihr baldiges Lebensende ankündigte. So ging auch er in die Niederlande, um dort das Kriegshandwerk zu lernen. Allerdings stieg er im Unterschied zu Talmond nicht regulär in die Armee der Generalstaaten ein und beteiligte sich vielmehr wie die meisten reisenden Adelligen als sogenannter Volontär nur informell am Kampf. Die Lebensgefahr wurde dadurch, wie wir gesehen haben, keineswegs geringer, aber man musste wenigstens nicht mit kleinadeligen Habenichtsen um Kommandoposten konkurrieren und konnte in den winterlichen Kampfpausen auch schon mal in die Hauptstadt der Kriegsgegner verreisen, weil man ja formal bloß Tourist war. Da Radziwiłł sich auf diese Weise schöne Stunden mit seiner katholischen Brüsseler Geliebten Madame de Gonzaga verschaffte, war eigentlich auch er nicht in Gefahr, sich wegen einer anderen Prinzessin mit Talmond schlagen zu müssen, und so kam ihr erster Zusammenstoß tatsächlich noch ganz ohne weibliche Nachhilfe aus.

Schuld war wie so oft der Rang. So wie Adel heute gerne mit Königshäusern verwechselt wird, benutzen wir auch den Begriff Rang meistens ungenau und etwa als Synonym für Prestige, Status oder gar Beliebtheit. Dies freilich sind unscharfe Eigenschaften, die niemand eindeutig messen kann – und vor allem kein Nullsummenspiel. In einer echten Rangordnung steht dagegen jede Person A prinzipiell entweder eindeutig höher oder eindeutig niedriger als Person B, was natürlich nur möglich ist, wenn vorher verbindlich festgelegt wurde, welches Kriterium dafür den Ausschlag geben soll. Im Europa der Könige war man sich weitgehend einig, dass auf den höchsten Ebenen die vornehme Abstammung – die sogenannte Geburt – am wichtigsten war und erst weiter unten auch die Staatsämter eine Rolle spielen durften: Der vierjährige Großneffe des Herrschers hatte einen höheren Rang als der Premierminister. Besitz spielte nur dann eine Rolle, wenn er mit feudalen Herrschaftsrechten verbunden war – Landbesitz konnte also den Rang manchmal beeinflussen, Geldvermögen dagegen nie. Man darf diese Feststellung nicht mit dem verbreiteten Irrtum verwechseln, wonach Geld damals insgesamt noch nicht wichtig gewesen wäre, denn das ist ebenso falsch wie die gegenteilige Annahme, es habe schon in der frühen Neuzeit der Kapitalismus alles dominiert. Geld war auch für den Adel und die Staaten des 17. Jahrhunderts immer ein extrem wichtiges Mittel zum Zweck, und es war ein Fürst und Feldmarschall dieser Zeit, der erklärte, dass man zum Kriegführen jedoch bloß drei Dinge brauche: Geld, Geld und Geld. Prestige verlieh Geld nur, wenn man es für etwas Substanzielles, nämlich Landbesitz, ausgab; wer dagegen «nur» Geld besaß, war der Gesellschaft latent verdächtig und riskierte, als stillloser Neureicher verspottet oder als Blutsauger gehasst zu werden.

Der Teufel steckte aber natürlich im Detail, und so war es schon innerhalb jedes einzelnen Landes schwer genug, eine wirklich klare Hierarchie der Ränge durchzusetzen. Überall stritten sich daher beispielsweise Staatssekretäre mit Herzögen, Feldmarschalls-Ehefrauen mit außerordentlichen Gesandten und regierende Grafen mit nicht regierenden Grafen um das Recht, als Erster durch eine Tür zu gehen, in Begräbnisprozessionen direkt hinter dem Sarg zu laufen oder auch bloß in einer Namensliste an erster Stelle genannt zu werden. In vieler Hinsicht

vereinte diese Welt alle Nachteile der Ordnung mit allen Nachteilen der Unordnung: Der Rang war allen extrem wichtig, ohne jedoch unumstrittenen Regeln zu folgen. Die Notlösung für dieses Problem war, dass man mit so vielen Beispielen und Präzedenzfällen argumentierte wie möglich, was erst recht ins Ranginferno hineinführte – jede noch so banale Einzelsituation wurde dadurch nämlich zu Munition für zukünftigen Rangstreit, und jedes kleine Zugeständnis zum Verrat an den Rechten des Kollektivs, dem man angehörte. Je ranghöher man ohnehin schon war und je symbolisch wichtiger der Anlass, desto explosiver wurde auch die Rangfrage, und so lässt sich schon ahnen, wie entspannt wohl das Abendessen am Tisch einer Königin verlaufen konnte. Als Radziwiłł und Talmond bei einem Bankett im Jagdschloss Rheenen an den Tisch der Winterkönigin gebeten wurden, trafen nicht einfach zwei temperamentvolle und auf einen gewalttätigen Ehrenkodex trainierte Zwanzigjährige aufeinander; unsichtbar und anfeuernd standen hinter ihnen zugleich die Geister aller Radziwiłł- und La-Trémoille-Ahnen, die hypothetischen Gewerkschaften der Titular-Reichsfürsten, Pairs von Frankreich und Princes étrangers sowie letztlich der ganze französische und polnisch-litauische Hochadel.

Fast will man bedauern, dass Radziwiłł sich bei Tisch noch gerade zurückhielt und nur innerlich kochte, nachdem Talmond ihm den Platz direkt neben den Königskindern weggenommen hatte. Hätte er ihn direkt angesprochen, wäre die Art von Unterhaltung entstanden, die es oft genug gab und die das Wesen des ganzen Systems anschaulicher machen kann als jede lange Erklärung. Wie hätten sie miteinander gesprochen? Man befand sich zwar in den Niederlanden, die Umgangssprache des oranischen wie des pfälzisch-böhmischen Hofes war jedoch Französisch, wozu am Letzteren noch ein paar Leute kamen, die etwas so Exotisches wie Englisch konnten. Unsere beiden Kontrahenten hätten sich notfalls aber auch auf Latein streiten können, das beide fließend sprachen, weil es die Amtssprache sowohl des Jesuitengymnasiums als auch des polnisch-litauischen Staats war. Jedenfalls hätte Radziwiłł Talmond fragen können, ob er, dessen Fürstentitel ja doch offenbar ganz selbstgemacht sei, ernsthaft nicht wisse, dass sein Gegenüber ein Fürst des Heiligen Römischen Reichs sei. – Ohne einen einzigen Untertanen oder ein

einziges Stück Land im Heiligen Römischen Reich, soweit ich weiß. – Meine Agenten halten ständig Ausschau nach akzeptablen Verkaufsangeboten; inzwischen herrsche ich halt über einige hunderttausend Leibeigene in Weißrussland. – Wo immer das ist. *Wir* sind am französischen Hof als auswärtige Prinzen anerkannt. – Ach. Gibt's das auch schriftlich? – Das gibt es *nie* schriftlich, Monsieur. Meine Schwester und meine Tanten haben aber, wie jeder einigermaßen wohlinformierte Mensch wissen könnte, schon als kleine Mädchen in Gegenwart der Königin auf einem Hocker gesessen. Das ist ja nun bekanntlich der Testfall. Außerdem hat mein Vater nachweislich vor dreißig Jahren bei der Audienz des spanischen Botschafters seinen Hut aufbehalten. – Wie schön. Unsereiner lässt bloß Goldmünzen schlagen, auf denen der eigene Name steht. Aber sagen Sie, wieso denn *auswärtige* Prinzen? All Ihre Ländereien stehen doch unter der Krone Frankreichs? – Entschuldigen Sie mal, mein Vater ist immerhin der rechtmäßige König von Neapel. – Sehen Sie, Monsieur, und ich hätte gedacht, dass Neapel dem König von Spanien gehört. Weiß denn das noch jemand außer Ihnen? – Wir haben da einen sehr guten Mann, der eine Abhandlung mit erschöpfenden urkundlichen Beweisen schreibt, die wird demnächst in allen guten Buchhandlungen zu haben sein. Lassen Sie sich das dann doch einfach vorlesen, falls es in Ihrem Land Leute gibt, die so was können. – Wir sollten diese Unterhaltung wohl besser an einem Ort fortsetzen, wo wir weniger Gesellschaft haben. – Nichts lieber als das. Schicken Sie mir Ihren Sekundanten, dann arrangieren wir einen Spaziergang.

So etwa hätte im Interesse optimaler Exposition das Gespräch der beiden aussehen sollen; leider nahm Radziwiłł darauf keine Rücksicht und vereinfachte die Dinge, indem er Talmond auch ohne Aussprache gleich seinen Sekundanten schickte. Das mag schon deshalb eine gute Idee gewesen sein, weil bei weiterer Diskussion als Nächstes zu klären gewesen wäre, ob denn der Hockersitz der La-Trémoille-Töchter wirklich als Beweis für den Prinzenrang ausreichte; die gängigere Meinung war die, dass es außerdem auch noch Beweise für einen Hockersitz der Ehefrauen jüngerer Söhne brauchte. Da aber im Hause La Trémoille die letzte Heirat eines zweiten Sohnes schon 78 Jahre zurücklag – schließlich kostete so was nur unnötig Geld und erzwang lästige Erbteilun-

gen – und man doch Neapel erst vor 36 Jahren ‚geerbt‘ hatte, ließ sich da nichts testen. Und hätte denn ein auswärtiger französischer Prinz wirklich Vorrang vor einem Reichsfürsten haben sollen? Auch nicht ganz einfach zu klären, weil die anderen Familien, die diesen Rang neben den La Trémoille unumstritten besaßen, gleichzeitig alle auch Reichsfürsten waren und man also jeden Hocker, jede Armlehne und jeden guten Platz, den diese Leute je an einem zeremoniellen Esstisch gehabt haben mochten, genauso gut aus dem einen wie dem anderen Rang erklären konnte. Dies alles natürlich nur als kleine Vorüberlegung dazu, was die böhmische Hofetikette zu dieser Frage sagte, an die sich leider kein Anwesender mehr so genau erinnerte – man war ja in jenem Winter vor 22 Jahren schon ganz gut damit beschäftigt gewesen, den Dreißigjährigen Krieg in die Wege zu leiten. Letztlich dürfte daher die korrekte Lösung für das Rangproblem unserer beiden Helden dieselbe gewesen sein, die Zeremonienmeister in ganz Europa ihren Chefs immer wieder erklären mussten: Zwei solche Personen dürfen einander einfach nicht begegnen.

Ein ordentliches Duell wurde damals nur deswegen nicht daraus, weil zwar Talmond mit seinem Sekundanten Espinay am Treffpunkt erschien, Radziwiłł aber allein kam; seinen Sekundanten Schomberg hatte er im letzten Moment abgehängt, weil er ihn im Verdacht hatte, ein Spielverderber zu sein, der sie beide wegen des illegalen Duells verpfeifen und verhaften lassen würde. So kam es, wie es kommen musste. Schomberg begriff, dass und warum man ihn versetzt hatte, empörte sich nicht wenig über diese ungerechte Unterstellung und rächte sich, indem er die jungen Prinzen wegen des illegalen Duells verpufft und verhaften ließ. Die Königin von Böhmen schimpfte sie elegant aus, versöhnte sie dann miteinander – an ihnen lag’s ja nicht, dass sie ihren Mut nicht mehr hatten beweisen können – und befahl ihnen, sich zu umarmen; im Hinterkopf wird sie sich die in solchen Fällen übliche Notiz gemacht haben, diese beiden in Zukunft immer nur separat einzuladen. Talmond ging zurück an den oranischen Hof und Radziwiłł in die Arme der Marquise Gonzaga, und dabei wäre es wohl geblieben, wenn nicht nun endlich die obligatorische hübsche junge Prinzessin auf den Plan getreten wäre.

Die pfälzisch-böhmische Prinzessin Elisabeth hieß als älteste Tochter nach ihrer Mutter, der Winterkönigin, und blickt auf dem Bild, das ihre Schwester etwa um diese Zeit von ihr malte, trotz fröhlich mythologischer Aufmachung durchaus melancholisch. Die verlässlich sexistischen Zeitgenossen hätten darin vermutlich ihre schlechten Aussichten auf eine akzeptable, also ranghohe Heirat gespiegelt gesehen, denn solange dieser Hof im Exil lebte, gab es keine Untertanen und damit keine Mitgift für die allzu vielen Töchter; selbst als sie später die vom Krieg völlig verwüstete Pfalz zurückerhielten, blieb die Dynastie noch lange so arm, dass Elisabeths jüngere Schwester froh sein musste, wenigstens den Fürsten von Transsylvanien abzubekommen (immerhin war der auch Calvinist). Andererseits korrespondierte Elisabeth mit Descartes intelligent über Philosophie und musste sich kaum lange umschaun, um überall lebhaft Argumente gegen die von ihrem Stand und ihrer Zeit praktizierte Art der Ehe zu finden. Auch an ihrem Blick auf den nahen Cousin Talmond und den fernen Cousin Radziwiłł war nichts Romantisches, und wenn diese beiden sie dennoch interessierten, dann bloß deshalb, weil sie ja beinahe den Oberstallmeister Espinay in ein Duell mit hineingezogen hätten. Ebendieser Espinay aber war der Prinzessin Elisabeth ein Dorn im Auge, weil er ihrer Meinung nach viel zu viel und viel zu unguten Einfluss auf ihre winterkönigliche Mutter ausübte und angeblich über alle Standesgrenzen hinweg sogar ihre Schwester Luise Hollandine verführt hatte. Um diese Schande zu tilgen, wäre also das erfahrungsgemäß auch für die Sekundanten lebensgefährliche Duell gerade recht gekommen, zumal selbst der Tod eines der Prinzen schon gereicht hätte, Espinay so zur Flucht zu zwingen, wie es an seinem letzten Hof eine überkreuzte Liebesgeschichte getan hatte. Zum Glück war es noch nicht zu spät, um den Kampfgeist aller Beteiligten wiederzubeleben. Talmond war ohnehin seit Jahren auf der Suche nach der Heldentat, die seiner Familie gezeigt hätte, dass auch aus einem ewig kranken Kind ein großer Krieger werden konnte. Dem abgereisten Radziwiłł andererseits musste die Prinzessin nur ausrichten lassen, ganz Holland lache über die Feigheit, mit der er die erzwungene Versöhnung akzeptiert habe und die sicher auch Madame de Gonzaga peinlich sein werde, schon buchte er die nächste Kutsche ins Kriegsgebiet bei Rheinberg, wo

eben die Armeen der Niederlande, Frankreichs, Spaniens und Bayerns sich aufeinander zubewegten, um den niederländischen Unabhängigkeitskrieg und den Dreißigjährigen Krieg endgültig ineinander zu verschränken.

Als Talmond am 30. Juli 1642 aus dem Zelt kam, in dem der calvinistische Gottesdienst des niederländischen Heeres abgehalten worden war, erwartete ihn Radziwiłłs neuer Sekundant Raymond und überbrachte ihm die Duellforderung «eines polnischen Prinzen, dessen Namen ich vergessen habe»; zum Glück konnte Talmond sich aus dem Zusammenhang erschließen, wer da wohl gemeint war. Was er nicht wissen konnte, als Raymond ihm ausredete, den gemeinsamen Freund Espinay als Sekundanten zu wählen, war, dass damit der einzige reale Anlass für das Duell sich bereits erledigt hatte, denn nur um Espinays Verderben war es ja der Prinzessin Elisabeth gegangen: Alles, was noch folgte, war also selbst nach den Maßstäben dieser Zeit einigermaßen sinnlos. Der Wunsch der Prinzessin sollte sich erst vier Jahre später erfüllen, als Espinay von ihrem neunzehnjährigen Bruder Pfalzgraf Philipp getötet wurde. Nachdem es im Duell nicht gelungen war, ließ er Espinays Kutsche anhalten und sah zu, wie zehn Engländer über diesen herfielen; die Übermacht war so groß, dass ihre Degen sich in Espinays Leib getroffen haben sollen. Dafür immerhin musste selbst ein Prinz wie Pfalzgraf Philipp zuerst in venezianische und dann französische Kriegsdienste fliehen, die noch einmal vier Jahre später ihn selber das Leben kosteten. Seine Schwester Elisabeth aber verließ den Hof der über die Tat empörten Mutter und zog sich zu den brandenburgischen Verwandten zurück. Mehrere Jahre lang lebte sie nun abwechselnd in Berlin und im kurfürstlichen Witwenschloss zu Crossen an der Oder, wo sie bereits ihre Kindheit verbracht hatte und das wir später unter ganz anderen Vorzeichen besuchen werden. 1661 schließlich wurde die inzwischen Zweiundvierzigjährige zur protestantischen Fürstäbtissin von Herford gewählt; während der ihr verbleibenden neunzehn Jahre konnte sie daher als Herrscherin aus eigenem Recht die beste Art von Leben leben, die für unverheiratete Hochadelstöchter realistisch denkbar war.

Wie Radziwiłłs Duell mit Talmond verlief, haben wir gesehen. Die Sekundanten gingen übrigens tatsächlich aufeinander los. Raymond

zwang Haucourts Pferd zum Drehen, indem er ihm mit dem Säbel auf die Nase schlug, konnte so Haucourt von hinten angreifen und hätte ihn getötet, wenn nicht im letzten Moment Radziwiłł ihn davon abgebracht hätte, weil Talmond ja schon besiegt war. Talmond selbst verdankte sein angesichts der schweren Verletzung ganz unwahrscheinliches Überleben nur einem zufällig vorbeikommenden Militärchirurgen sowie mehreren Notoperationen; den rechten Arm konnte er nie wieder ganz problemlos bewegen. Seine Militärkarriere aber gab er keineswegs auf, sondern setzte sie vielmehr so enthusiastisch fort, dass er sich 25 Jahre später in seinen Memoiren sogar zu erinnern glaubte, schon einen Monat nach der Verwundung an einem Gefecht teilgenommen zu haben, das in Wahrheit nachweislich eine Woche vor dem Duell stattgefunden hatte.

Im folgenden Winter war wieder Hofsaison in Den Haag, wohin inzwischen auch die englische Königin vor einem Bürgerkrieg geflüchtet war; beim großen Ballett zu ihren Ehren tanzten Radziwiłł und der Sohn des Prinzen von Oranien, während Talmond erfolgreich mit seiner fünfzehnjährigen Lieblingscousine Luise Henriette von Oranien flirtete. Als seine Eltern ihn mit Frankreichs einziger calvinistischer und reicher Hochadelstochter verheiraten wollten, rettete ihn noch deren Lieblings-Hofdame, die ihn nicht mochte und daher das Projekt zum Scheitern brachte. Aber während er weiterhin Krieg führte und mit viel Glück überlebte, musste er sich mit Luise Henriette immer häufiger darüber absprechen, wie man die Bewerber um ihre Hand unauffällig abwehren könne. Den Prinzen von Wales wurden sie noch erfolgreich los, weil die Revolution in seinem Heimatland ihn unübersehbar im Wert sinken ließ. Als jedoch Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ihr seinen Antrag machte, ließen sich Luise Henriettes Eltern nicht länger hinhalten. Dieser neue Bewerber, ein gleichaltriger Cousin Talmonds, Radziwiłłs, der Braut und der Winterkönigskinder, sah zwar unbestreitbar wie ein holländischer Gemüsebauer aus und sprach bezeichnenderweise auch besser Niederländisch als Französisch. Andererseits verfügte er nicht nur über einen raschen Verstand, sondern auch über die richtige Konfession und obendrein große Territorien, die noch vom Krieg verwüstet waren, aber Potenzial besaßen; für seine Botschafter hatte er

gerade die Anrede Exzellenz erkämpft und damit bewiesen, dass er im Rang höchstens den Königen nachstand.

Spätestens jetzt wurde der an sich abstrakte Unterschied zwischen Herrscherhäusern und hochadeligen Untertanen für Talmond schmerzlich konkret, und nach einer Tragikomödie mit gestohlenen Liebesbriefen, verräterischen Aufpasserinnen-Cousinen und nächtlichen Tränenszenen musste er 1646 mitansehen, wie Luise Henriette den über und über goldbestickten Herrscher des verwüsteten Brandenburg heiratete. Es wurde zur Überraschung aller Beteiligten eine der wenigen glücklichen Fürstenehen ihrer Zeit. Zwei Jahre später heiratete Talmond, wie es besser zu seinem Stand passte, Prinzessin Emilie von Hessen-Kassel; ihr Bruder war der Chef eines weniger mächtigen calvinistischen Herrscherhauses, ihre Mutter war die Cousine beider Eltern Talmonds und ihre Schwester schon bald danach die Schwiegertochter der Winterkönigin. Außerdem wurde Talmond durch diese Ehe der Schwippschwager des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, an den er seine Liebe verloren hatte und den er nun mit Erfolg bat, Patenonkel seines zweiten Sohnes zu werden. Wo religiöse und Standesgrenzen die großen Familien erster und zweiter Ordnung dazu zwangen, innerhalb unglaublich enger Kreise zu heiraten, empfahl es sich, nicht nachtragend zu sein: Man traf sich immer ein zweites Mal.

Die Verbindungen der großen Herren aber zogen auch ihre niederedeligen Vasallen und Schützlinge nach sich, und so kam etwa Mademoiselle d'Olbreuse als Tochter von Talmonds Stallmeister aus Westfrankreich zuerst in den Dienst seiner deutschen Frau und dann an den Hof des Herzogs von Celle, der 1642 Talmonds Kriegskamerad gewesen war und an der Seite Radziwiłłs gekämpft hatte – dass sie nicht nur die Mätresse des Herzogs wurde, sondern ihn dann auch heimlich heiratete, war allerdings eine Spielregelverletzung, deren katastrophale Folgen uns noch begegnen werden. Obwohl der Niederadel viel zahlreicher war als Herrscherhäuser und Hochadel (allein Talmonds Vater hatte bereits 1800 adelige Vasallen), waren auch seine Welten oft zugleich sehr klein und doch weit ausgreifend. So heiratete Schomberg, der im ersten Duell verhinderte Sekundant Radziwiłłs, in zweiter Ehe die Schwester des späteren Talmond-Sekundanten Haucourt; der Pfälzer mit englischer

Mutter war damals schon französischer Generalleutnant und Grande von Portugal und hatte doch noch nicht seine größte Rolle gespielt, in der wir auch ihn wiedersehen werden.

In seinem Hochzeitsjahr 1648 änderte sich auch sonst viel für Talmond. Das Ende des Dreißigjährigen Krieges bedeutete zugleich auch das Ende des Krieges in den Niederlanden, die jetzt ihre endgültige Unabhängigkeit von Spanien und dem Heiligen Römischen Reich erhielten. Es bedeutete faktische Arbeitslosigkeit für Talmond, da im niederländischen Heer erst einmal keine Karriere mehr zu machen war. Vor allem bot der Friedenskongress in Münster und Osnabrück seiner Familie die Bühne, die sie gesucht hatte, um die Welt an ihren Prinzenrang zu erinnern und so das immer noch wacklige Recht ihrer Töchter auf einen Hocker zu verewigen. Das Buch über ihre Rechte auf Neapel war inzwischen erschienen und vorsichtshalber auch ins Italienische übersetzt worden; die Neapolitaner erhoben sich gerade gegen Spanien, und auch wenn der Calvinist Talmond ihnen als Ausgeburt der Hölle erscheinen musste, ließ die Übersetzung sein Königsprojekt doch ein wenig realistischer aussehen. Der König von Frankreich erlaubte es einem Abgesandten von Talmonds Vater, quasi im Handgepäck des französischen Botschafters mit nach Münster zu reisen, wo dieser ihn zu den Friedensvermittlern brachte, damit er denen seinen förmlichen Protest dagegen vorlesen konnte, dass Neapel auch diesmal wieder nicht dem Haus La Trémoille zurückgegeben worden sei. Der päpstliche und der venezianische Botschafter hörten wortlos freundlich zu, obwohl sie einen fast gleichlautenden Protest gerade erst vom französischen Botschafter angehört hatten, der – wie seit 1494 bei solchen Anlässen üblich – Neapel für Frankreich fordern musste und jetzt ebenfalls interessiert lauschte; dann nahmen sie den schriftlichen Protest entgegen, legten ihn in die einschlägige Mappe ad acta und verabschiedeten ihre Besucher, um sich ans Packen zu machen. Sehr viel mehr Wirkung hatte das alles nicht, und selbst der Hocker blieb weiterhin eine unsichere Sache. Immerhin brachte es aber Talmond einen neuen Namen ein, denn weil das seit dem Mittelalter der übliche Titel für einen neapolitanischen Kronprinzen war, musste er von nun an Prince de Tarente (Principe di Taranto, Fürst von Tarent) heißen; er benannte sich um und kehrte dann aus den

Niederlanden nach Frankreich zurück, wo eben ein vielversprechender Bürgerkrieg begonnen hatte.

Talmonds Weg kreuzte sich mit dem des alten Gegners Radziwiłł, der die letzten Jahre hauptsächlich mit dem Versuch verbracht hatte, sich mit einem weiteren französischen Fürsten zu duellieren. Als 1645 der König von Polen durch Stellvertreter in Paris eine französische Prinzessin heiratete – sie gehörte wie der Mann von Radziwiłłs belgischer Geliebten zum Hause Gonzaga –, war unser Fürst natürlich dabei gewesen und hatte sich im Rahmen der sehr zufriedenstellenden Feierlichkeiten vom Prince de Rieux eine Ohrfeige eingefangen, die nur mit Blut abgewaschen werden konnte. Leider kam trotz noch so gründlicher Verabredungen immer wieder etwas dazwischen. Mal wurde Radziwiłł beim Versuch, die belgisch-französische Grenze inkognito mit nur einem Diener zu überqueren, von halblegalen Grenzern gefangen genommen, die ihn als Schmuggler ins Gefängnis warfen und lange nicht glauben wollten, wer er sei – oder den Namen nicht verstanden. Ein anderes Mal scheiterte der vielleicht unzureichend diskrete Plan eines Massenduellts zwölf gegen zwölf auf der heutigen Place des Vosges mitten in Paris daran, dass die Ehefrau des Hauptgegners davon erfuhr und sowohl ihren Mann als auch Radziwiłł in die Bastille werfen ließ, wo er freilich nur sechs Tage blieb – der Oberbefehlshaber der französischen Armee erklärte, er werde den Krieg gegen Spanien einfach aussetzen, bis sein Freund Radziwiłł wieder frei sei. Selten dürfte sich Frankreichs Regierung daher so über einen Kosakenaufstand gefreut haben wie über den von 1648, der sie von diesem Besucher befreite und Radziwiłł in die ihm praktisch unbekannte Heimat zurückzog. Einige Jahre lang kämpfte der Fürst nun gegen die Kosaken; als aber 1655 Schweden, Brandenburger und Russen die Gelegenheit nutzten, in Polen einzumarschieren, schloss er sich ihnen an, weil er sich als Protestant diskriminiert fühlte und fürchtete, von den Katholiken «mit einer spanischen Suppe» aus dem Weg geräumt zu werden. Indem er sich in den Dienst der Invasoren stellte, erwarb er sich langfristig unsterblichen Ruhm als Lieblingsschurke seiner Nation, und wer einmal die in Polen legendäre Verfilmung des Sienkiewicz-Romans *Potop* (Sintflut) gesehen hat, wird den dekadenten Schurken mit seiner ganz unpolnischen, aber historisch korrekten Lo-

ckenperücke ebenso lebhaft in Erinnerung behalten wie seine Niederlage in der Schlacht von Prostki (1656). Einzig der blonde Held, der ihn dort besiegt, ist fiktiv; er ersetzt die Tataren, die Radziwiłł mit einem in diesem Teil Europas noch gebräuchlichen Kriegshammer bewusstlos schlugen und beinahe als Sklaven mit auf die Krim genommen hätten. Erst nach mehreren Tagen akuter Lebensgefahr – vor allem durch seine Landsleute – konnte er sich freikaufen und in den Schutz seines Cousins Friedrich Wilhelm von Brandenburg zurückkehren, dem er dann bis zu seinem Tod als Statthalter von Ostpreußen diente. Als Friedrich Wilhelm 1657 die Seiten wechselte und sich mit Polen verbündete, erhielt auch Radziwiłł um den Preis eines peinlichen Kniefalls vor dem polnischen König seine riesigen Ländereien zurück. Einen Moment lang sah es nun so aus, als werde er die jüngere Schwester von Talmonds Liebe Luise Henriette von Oranien heiraten, bevor er sich 1665 doch für seine Cousine Anna Maria entschied, die zugleich Polens einzige standesgemäße Calvinistin und die reichste Erbin des ganzen Landes war. Bevor Bogusław Radziwiłł 1669 in Königsberg neunundvierzigjährig starb, unterstellte er seine zweijährige Tochter Luise Charlotte noch dem Schutz Friedrich Wilhelms und bat ihn, sie dereinst nur mit einem Calvinisten zu verheiraten, weil davon die Existenz des wahren Glaubens in Litauen abhängen werde. Daraus wurde zwar letztlich nichts, weil Luise Charlottes einziges Kind aus ihrer zweiten Ehe mit einem Katholiken stammte. Aber wenn diese Nachkommen auch das riesige Erbe bald verloren, so blieb ihnen doch wenigstens das eine, was Anna Maria Radziwiłł mit in die Ehe gebracht hatte und was sie nun im katholischen höchsten Adel so erfolgreich verbreiteten, dass etwa die Kaiserin Sisi es als doppelte Nachkommin der Luise Charlotte gleich zweimal haben würde – nämlich ihre Abstammung vom walachischen Fürsten Vlad dem Mönch, der ein Bruder des bekannteren Vlad Țepeș oder Draculae gewesen war.

Der große Krieg, der Bogusław Radziwiłł fast Leben oder Freiheit gekostet hatte, hätte auch die polnisch-litauische Adelsrepublik beinahe zerrissen; er brachte zum ersten Mal seit Jahrhunderten Russland wieder auf die gesamteuropäische Bühne und verhinderte zusammen mit dem Aussterben des alten Königshauses endgültig alles, was das polni-

sche Gegenstück zum Königsprojekt der meisten Länder Europas hätte werden können. Während die Adelsrepublik in die entgegengesetzte Richtung abbog, fand Frankreich zwischen 1648 und 1652 experimentell heraus, wie die letzten Alternativen zur wachsenden Königsmacht aussahen. Die neuadeligen Juristen, mit deren Rebellion der unter dem Namen Fronde bekannt gewordene Aufstand begonnen hatte, hatten als Erste ein brutales Erwachen, als nach der Vertreibung des Königs aus Paris immer neue Kutschen mit immer neuen hochadeligen Warlords eintrafen, um sich ungefragt an die Spitze der Rebellion zu setzen. Der Kampf aller gegen alle versetzte das Land innerhalb kürzester Zeit in solche Anarchie, dass auch der alte Adel nicht lange brauchte, um zu begreifen, dass das keine wirkliche Verbesserung war; das Haus La Trémoille nahm noch besonders großen Schaden, weil es Tarente (Ex-Talmond) und seinem Vater gelang, immer abwechselnd auf entgegengesetzten Seiten zu stehen. Aber auch der vernachlässigte Kindkönig Ludwig XIV., die Königinmutter Anna und Premierminister Kardinal Mazarin lernten, dass man die Schrauben der Macht offenbar nicht ganz so brutal anziehen durfte, wie sie und vor ihnen Richelieu es getan hatten, wenn man vermeiden wollte, dass einem die ganze schöne Monarchie um die Ohren flog. Als 1652/53 ein von sinnlosen Heldentaten erschöpftes Land langsam den Frieden wiederfand, war allen klar, wie der unausgesprochene Kompromiss aussehen würde. Die großen Herren stiegen als Juniorpartner in das Königsprojekt ein, das manche nun die absolute Monarchie nannten, und brachten ihre niederadeligen Helfer als untergeordnete Verbündete mit; sie würden wie große Planeten um die königliche Sonne kreisen und nie mehr so respektlos handeln wie eben noch. Die Krone andererseits garantierte dem alten Adel und den Juristen das Recht, ihre Militär- und Staatsämter de facto oder de jure weiterzuvererben und so auf Dauer gewinnbringend am Königsprojekt beteiligt zu bleiben, dessen Kosten kleine Landadelige, Bürger und Bauern in Zukunft ohne Aussicht auf Widerstand zahlen würden. Zwar wollte und konnte die Königin nicht auf Premierminister Mazarin verzichten, denn der charmante neapolitanische Halunke war ihr jeden Pfennig von den etwa 10 Prozent des gesamten französischen Geldvolumens wert, die er im Lauf der Zeit in seinen Besitz brachte. Aber das war

ein alter Mann, und selbst wenn man ihn nicht noch loswerden konnte, indem man ihn zum Papst wählen ließ, würde in absehbarer Zeit eine neue Epoche anbrechen. Der König würde allein regieren, und alles würde endlich gut sein. Wie das aussehen sollte? Das musste sich noch zeigen.

Kapitel 2

Hoffentlich hat Madame de Monaco wenigstens Glück im Spiel

Saint-Germain-en-Laye, 28. Juni 1665

Das Schloss war zu eng, das Schloss war zu dunkel. Seit irgendein Genie aus Platzmangel auf eine zweistöckige Säulenfassade noch einmal eine zweistöckige Säulenfassade draufgestellt und dann die Obergeschosse durch Zwischendecken halbiert hatte, wusste man nie mehr so recht, in welcher Etage man war, und Korridore gab es auch nicht genug, sodass man entweder ständig durch die Wohngemächer der Hofbeamten laufen oder lästige Umwege machen musste. Ludwig XIV. machte die lästigen Umwege. Der Weg, den er hier mitten in der Nacht ging, war schon krumm genug, und er hatte keine Lust, auch noch über die Behelfsbetten der Kammerdiener des Oberkammerherrn steigen zu müssen. Die Majestät der Sonne ließ sich schwer wahren, wenn sie in unbeleuchteten Gängen mit den Satelliten ihrer Satelliten kollidierte. Seltsam, so allein herumzulaufen, überhaupt allein zu sein. Sicher, auf der Jagd konnte man sich gut in den großen Wäldern verlieren – vorzugsweise allerdings in Gesellschaft –, und als Kind hatte man ihn noch oft allein gelassen, obwohl er ja schon König gewesen war: Aber die Macht, dieser Magnet, der die Höflinge anzieht, war bei seiner Mutter und Mazarin gewesen, während er kaum zwei, drei Dutzend Leute um sich hatte und einmal beinahe in einem Teich ertrunken wäre, weil gerade niemand aufpasste. Die Zeiten freilich waren vorbei.

Hier kam die steile Treppe. Wusste Madame de Monaco eigentlich, was er für sie tat? Aber darin lag natürlich genau das Problem. Diese Leute machten sich keine rechte Vorstellung davon, was es bedeutete, alle Beförderungen und Wohltaten fein austariert auf die vier oder fünf großen Hofparteien aufzuteilen, sie fühlten sich immer zu kurz gekom-

men, und je vornehmer, desto schlimmer. Diese hier war nun schon die Ehefrau eines reichen Fürsten und Herzogs, selbst Oberste Hofmeisterin der Schwägerin des Königs (obwohl es dieses teuer besoldete Amt eigentlich nur bei der Königin geben sollte), ihr Vater Gramont war Herzog, Feldmarschall, Provinzgouverneur und Chef des Garderegiments zu Fuß, ihr Bruder hatte das gesetzlich garantierte Nachfolgerecht in diesen Ämtern und eine Frau, die Hofdame der Königin war, sodass ein naiver Mensch hätte annehmen können, sie müsse ganz zufrieden sein. Jemand wie Madame de Monaco aber hätte ihm darauf bloß geantwortet, dass sie genau deswegen ja auch lediglich um höhere Spesenzulagen für sich selbst, den Heiliggeistorden für ihren Onkel, ein besseres Regiment für ihren jüngeren Bruder, ein reicheres Bistum für den Schwager ihrer Cousine, das Amt als Obererzieherin des Kronprinzen für ihre Tante und die Generalleutnantsbeförderung für ihren Lieblingscousin Lauzun bitte. Die militärische Unterstützung für den Wunsch ihres Gemahls, endlich Genua, Toskana und Savoyen zu zeigen, dass man Monaco als souveränen Staat ernst nehmen müsse, könne man ja kaum noch als Gefallen verbuchen, wo es hier doch um das eigenste politische Interesse Euer Majestät selbst ging, die sich in ganz Europa solchen Ruhm und solche Macht damit erworben haben, die Schwachen vor den Starken zu schützen ... Nun gut. Über die Spesenzulage konnte man bei Gelegenheit nachdenken.

Und Lauzun war immerhin tapfer und schon zweiunddreißig. Andererseits sollte ein kleiner spitznasiger jüngerer Sohn aus der Gascogne wohl zufrieden sein, die erste Kompanie der Rabenschnabelgarde und ein Regiment italienischer Dragoner zu kommandieren, zumal wenn er es wagte, auf seinen König eifersüchtig zu sein, bloß weil der die Lieblingscousine des kleinen Gascogners mit wohlwollenden Blicken ehrte. Und mit einem diskreten Besuch. Schwer vorstellbar, dass das alles schon so kompliziert gewesen sein sollte, als Ludwigs Großvater Heinrich IV. eine Affäre mit Madame de Monacos Urgroßmutter gehabt hatte, der schönen Corisande, der das Haus Gramont seinen Platz auf der höfischen Landkarte verdankte – und so auch Lauzun den seinen, ausgerechnet. Andererseits: Wie der König dem durch seine natürlich imposante Ausstrahlung gezeigt hatte, dass man Jupiter besser nicht in die

Quere kommt, wenn der eine Nymphe durch seine Gunst zu ehren entschlossen war – *das* hätte der Großvater auch nicht besser hinbekommen.

Diese Wendeltreppen sahen alle gleich aus. Ging es hier links weiter? Nicht genug Licht, um die Wandteppiche zu erkennen, ärgerlich. Es machte die Dinge nicht besser, dass die Fürstin von Monaco ihr Appartement logischerweise neben dem der Herzogin von Orléans hatte, also neben der Schwägerin des Königs, in deren Dienst sie stand und deren enge Freundin sie war. Der Herzog von Orléans (Hoftitel einfach: «Monsieur» und deswegen für seine Frau Henrietta von England: «Madame») hatte beim Heiraten oberflächlich betrachtet mehr Glück gehabt als der König. Maria Theresia von Spanien, die Cousine und Ehefrau des Königs, hatte wertvolle Erbrechte, aber kein bisschen Esprit, und wenn man ihr eine harmlose Small-Talk-Frage stellte wie etwa, ob sie vor ihrer Heirat einmal verliebt gewesen sei (schwer genug, weil sie immer noch so schlecht Französisch sprach), dann antwortete sie: Wie hätte das gehen sollen, es gab ja in Spanien keinen König außer meinem Vater. Dieses Problem hatte Madame, Herzogin von Orléans nie gehabt, und keineswegs nur deshalb, weil ihr Vater den englischen Thron verlor, als sie noch ein kleines Kind war. Im Pariser Exil ohne Thron aufzuwachsen schärfte gewiss den Geist, aber das gute Aussehen hatte sie doch von ihrer Mutter, durch die sie eine Cousine ihres Mannes und des Königs war – denn gut sahen sie alle drei aus, wenngleich Monsieur immer etwas zu viele Schönheitspflasterchen trug und die auf ihn verschwendeten Reize seiner Gemahlin nur als solidarischer Kenner würdigen konnte, weil eben Frauen insgesamt nicht sein Fall waren.

Nicht ganz überraschend also, wenn vor vier Jahren gleich nach der Heirat von Monsieur und Madame diese und der König einander so nah kamen, dass selbst ihre nur noch schwer schockierbaren Mütter Einspruch einlegten; gerade war Mazarin gestorben, alle Augen fielen auf den König, der behauptete, nun selbst regieren zu wollen, und da empfahl es sich nicht, als Erstes eine sichtbare Affäre mit der siebzehnjährigen Schwägerin anzufangen. Madames großartige Idee, der König solle vortäuschen, in ihr Kammerfräulein Mademoiselle de La Vallière verliebt zu sein und damit seine Besuche bei ihr rechtfertigen, hatte aller-

dings schnell die naheliegende Eigendynamik entwickelt, und so war die Schwägerin seitdem einigermaßen verschnupft gegen ihren Monarchen; aber die La Vallière war ein Segen. Die Höflinge nannten sie nicht ohne Grund das zarte Veilchen, sie hatte überhaupt keine Clanpolitik im Kopf und forderte nichts. Um sie auch ohne Madame sehen zu können, deren böse Blicke keinem Rendezvous guttaten, musste er sie zwar zu sich kommen lassen, aber dafür hatte er Saint-Aignan, den Oberkammerherrn, der zu jeder Tages- und Nachtzeit in die innersten Gemächer des Königs kommen durfte, der nun immer öfter zu später Stunde von einer pro forma Unbekannten im Kapuzenmantel begleitet wurde und der dafür kürzlich einen Herzogstitel erhalten hatte.

Dass dies die einzig praktikable Art war, mit einer unverheirateten Frau unauffällig die Nacht zu verbringen, wusste Ludwig aus Erfahrung, seit er versucht hatte, mit Mademoiselle de La Motte allein zu sein. Das Problem war, dass, erstens, neben den Königskindern die einzigen unverheirateten Frauen bei Hof die adeligen Kammerfräulein (*filles d'honneur*) seiner Mutter, seiner Frau und der anderen Prinzessinnen waren und dass, zweitens, diese Kammerfräulein halb zum Schutz ihrer moralischen Integrität und halb wegen ihres relativ niedrigen Ranges ein gemeinsames Schlafzimmer im obersten Obergeschoss des alten Schlosses hatten, das nachts abgeschlossen wurde und nur durch eine glücklicherweise große Dachluke erreichbar war. Bald nach Beginn seiner Besuche hörte der König eines Tages den Lärm, den fünfundvierzig Schweizer machen, wenn sie schwere eiserne Fenstergitter in die oberste Etage schleppen, und als er nachts wieder vorbeikam, sah er diese Gitter neben dem verschlossenen Eingang des Schlafsaals stehen: Am Folgetag sollten sie in die Dachluken eingebaut werden. Er sorgte dafür, dass sie am nächsten Morgen wieder unten im tiefsten Schlosshof lagen und amüsierte sich dann den halben Tag lang damit, der Oberhofmeisterin Navailles zu erklären, es könne das nur das Werk von Geistern gewesen sein – ihre Idee, die Dachluken zu vergittern, stellte sich bald als die letzte ihrer Hofkarriere heraus. Als aber Mademoiselle de La Motte kurz darauf ein Paar Diamantohrringe von der Sorte ablehnte, wie sie auch Mademoiselle de La Vallière seit kurzem trug, und dabei sachlich richtig feststellte, er habe sich ja noch gar nicht von der getrennt, hatte

Ludwigs Interesse an unverheirateten Frauen schnell wieder nachgelassen. Er musste bloß daran denken, und schon war er dem Fürsten von Monaco nicht nur für seine zuverlässige Abwesenheit dankbar, sondern auch dafür, dass er Catherine-Charlotte de Gramont geheiratet und ihr damit das Recht gegeben hatte, wie eine Erwachsene im eigenen Appartement zu wohnen.

Endlich war er auch dort angekommen. Da drüben wäre es zu seiner Schwägerin Orléans gegangen, was insofern passte, als es ja sichtlich deren Idee gewesen war, die Freundin Monaco auf den König anzusetzen: Rache an der La Vallière, natürlich, aber vielleicht auch ein hochentwickelter Sinn für Symmetrie, da sie selbst inzwischen eine vorsichtige Liaison mit Madame de Monacos Bruder Guiche angefangen hatte, dem enttäuschten Ex-Freund der La Vallière also. Am klaustrophobischen Ambiente dieses Schlosses war nicht nur das Gebäude schuld. Hier war die Tür, in der die Monaco rechtzeitig zu zwei Uhr morgens den Schlüssel hatte stecken lassen sollen, aber wo war der nun? Ludwig klopfte vorsichtig, dann etwas weniger vorsichtig, während er fast gar nicht fluchte. Falls der Lärm irgendwen in den benachbarten Räumen aufschreckte, würde sein diskret gemeinter Besuch innerhalb eines halben Tages so bekannt werden, dass man auch gleich einen fünfseitigen Bericht in der *Gazette de France* hätte abdrucken können. Er hätte genauso gut den dicken Vivonne schicken können, um Madame de Monaco zu sich bringen zu lassen (aber dessen Schwester war Madame de Montespan, die frommste Hofdame und Freundin der armen Königin) oder Soyecourt (aber der würde ihr ungefragt Geschichten von seinem erotischen Stehvermögen erzählen) oder Créquy (aber dessen Frau verriet alles dem Kriegsminister, obwohl sie so dumm war, dass man sagte, ihr Mann müsse sie jeden Morgen wie eine stehengebliebene Uhr aufziehen) oder Bouillon (aber dessen Frau war die Schwester seiner ersten Freundin Maria Mancini und nahm ihm wahrscheinlich noch übel, dass er Maria mit dem eifersüchtigen Papstneffen Colonna hatte verheiraten lassen) ... Auf der anderen Seite der Tür war jetzt eine Stimme zu hören. Madame de Monaco erklärte, sie wisse wirklich nicht, was hier passiert sei, sie sei untröstlich, es gebe nur diesen einen Schlüssel und der sei unauffindbar verschwunden, nein, trotzdem sei von außen ab-

geschlossen, sie verstehe das auch nicht, habe den Schlüssel doch gerade erst dorthingesteckt, und um auf der anderen Seite in ihre Zimmer zu kommen, müsse man durch das Appartement der Marschallin du Plessis hindurch, wovon sie mit Blick auf den schlechten Schlaf der alten Dame nur abraten könne, man werde sich im Moment wohl mit der unfreiwilligen Komik der Situation trösten müssen, vielleicht morgen zur selben Zeit? Und nein, natürlich habe sie niemandem von ihrem Plan erzählt ... hallo? Sire? Sind Euer Majestät noch da?

Der Kammerzofe, die neben der untröstlichen Fürstin von Monaco stand, kann es nicht schwergefallen sein, still zu bleiben und an etwas anderes zu denken, während ihre Herrin mit dem König sprach und dann seinen sich entfernenden Schritten lauschte. Fast hätte sie wohl Grund gehabt, sich zu wünschen, dass die Fürstin ihr wirklich nichts gesagt und den Schlüssel einfach selbst von außen ins Schloss gesteckt hätte, zumal wenn sie sich ausmalte, was passieren könnte, falls das alles herauskäme. Aber dann dürfte sie wieder daran gedacht haben, wie viel gutes Ackerland sie und ihr Verlobter sich von dem unsagbar vielen Geld würden kaufen können, das Lauzun ihr gegeben hatte; vielleicht sprang sogar noch der Kaufpreis für einen Posten bei der Salzsteuerpolizei heraus. Sie würde fast eine Dame sein, sie würde selbst Kammerzofen haben und streng darauf achten, dass die nicht etwa die nur halb abgebrannten Kerzen heimlich weiterverkauften, wie das hier ständig passierte, und niemand würde je ahnen, dass sie dafür nicht mehr getan hatte, als auf Lauzuns Wunsch den Schlüssel eine Stunde zu früh in die Tür zu stecken. Als sie seine Schritte hörte und dann das Geräusch, als er die Tür abschloss, war die Vorstellung natürlich beunruhigend gewesen, sie könnte als seine Komplizin ertappt werden. Aber Stil hatte der Spitznasige, und wenn die Kammerzofe Lauzun schon nicht in der Schlacht bei den Dünen hatte zusehen können, wie er an der Spitze seiner Dragoner die Spanier angriff, so erinnerte sie sich doch immerhin daran, wie er vor drei Jahren bei Madame de Monacos erster und bisher einziger Reise in das Fürstentum des Ehemannes deren Kutsche Tag und Nacht gefolgt war, immer abwechselnd als Lakai, Mönch oder Handelsreisender verkleidet. Wie er vorhin im Weggehen den Schlüssel mit einer seiner eleganten Gesten aus dem nächstbesten Fenster gewor-

fen haben musste: Dabei hätte die Kammerzofe zweifellos gerne zugehört.

Nichts wäre leichter, als in diesen Verwicklungen einfach eine vergoldete Version jener Dramen zu sehen, die sich auch heute noch weltweit auf Pausenhöfen oder in Jugendherbergen abspielen. Die handelnden Personen mochten etwas älter sein als Teenager (von Lauzun abgesehen waren die oben genannten Hauptfiguren zwischen 21 und 27 Jahre alt). In allem anderen scheinen sie doch bestenfalls verwöhnten Twentysomethings unserer Zeit zu ähneln, seien es nun die ständig wechselnden und überdeutlich kompetitiven Verliebungen, das Nebeneinander von großer Theatralik und ironisch-altklugen Dialogen, die irrsinnigen Frisuren oder die Gewohnheit, Zugehörigkeit zur In-Group durch exklusive Kleidungsstücke zu markieren. In jedem Fall gab es hier scheinbar nichts zu sehen, was ernsthafte Historiker interessieren müsste, und so blieben denen, die dennoch über Hof und Staat Ludwigs XIV. schreiben wollten, nur zwei Möglichkeiten. Man konnte und kann bis heute sich entweder begeistert ins Triviale stürzen, ohne mit der Wimper zu zucken, und über diese Welt genauso schreiben, wie man es auch über das Privatleben heutiger Prominenter täte, also in einer Weise, die von ihren Anhängern in der Regel mit Adjektiven wie *süffig*, *köstlich*, *pikant* oder *herrlich verrucht* gelobt wird und bei der weder Autoren noch Leser Gefahr laufen, sich besonders anzustrengen: Das ist natürlich erlaubt, wird aber auch seit dreihundert Jahren gemacht und ist in der Zwischenzeit nicht unbedingt interessanter geworden.

Das größere Risiko liegt jedoch gerade in der anspruchsvolleren Position, wie seriöse Historiker sie lange vertraten und teilweise heute noch vertreten. Aus dieser Sicht wäre das Leben bei Hof nicht einfach nur unwichtig gewesen, sondern sogar eine regelrechte Ablenkung von der *eigentlichen* Geschichte jener Zeit. Während nämlich in Saint-Germain-en-Laye, im Louvre und dann in Versailles ein sinnloses Glasperlenspiel um Rang, Etikette und Königsgunst den Adel abgelenkt und dekadent gemacht habe, so geht die große Erzählung, hätten im Rest des Landes fleißig-bürgerliche oder höchstens neuadelige Bürokraten wie die Minister Colbert und Louvois den effizienten Staatsapparat ebenso wie die rationale Wirtschaft erfunden und so eine Maschine aufge-

baut, die letztlich auch König und Adel überflüssig machte; die Revolution von 1789 habe dann mit der Guillotine endgültig beseitigt, was schon lange vorher nur noch Anachronismus und Fassade gewesen sei. So etwa sahen es lange die Historiker und sehen es heute noch die Schulbücher, weil die wie immer den Erkenntnissen der Wissenschaftler um etwa eine Generation hinterherhinken. Das große Problem dieser Idee von relevanter und irrelevanter Geschichte ist aber nun nicht einfach bloß, dass sie sehr leicht sehr langweilige Resultate produziert oder dass diese Art von Geschichtsschreibung sehr schnell selbstgerecht und staatstragend wird – nur was zu uns hinführte und unseren Idealen entspricht, ist wichtig, und alles andere haben die Leute sich im Grunde doch bloß eingeblendet, weil sie so viel naiver waren als wir. Wie unsinnig jedoch solch teleologische Wahrnehmung ist, zeigt schon ein sehr einfaches Gedankenexperiment. In dreihundert Jahren wird die Welt von Ideen und Mächten dominiert werden, deren Wurzeln hier und heute existieren, ohne dass wir wissen könnten, welche es sind. Dagegen können wir, weil wirklich jede historische Betrachtung das belegt, mit ziemlicher Sicherheit wissen, dass beinahe alles, was wir heute als selbstverständlich und wichtig ansehen, in dreihundert Jahren nicht nur anders sein wird, sondern auch so aussehen muss, als habe es nirgendwohin geführt. Ist es aber deswegen schon im Hier und Jetzt so unwichtig, dass spätere Historiker es einfach ausblenden sollten? Die rein didaktische und nur auf die Gegenwart bezogene Geschichtsschreibung in dreihundert Jahren wird auch unsere Zeit unter der Überschrift «Der Aufstieg des X» verbuchen, weil der, die oder das X in dreihundert Jahren den Ton angeben wird. Ob man für X nun Salafismus, Scientology, denkende Maschinen, sprechende Affen oder etwas Erfreulicheres einsetzen will, ändert nichts daran, dass so eine Art der Geschichtsschreibung das Fremde der Vergangenheit immer als Erstes unter den Tisch fallen lässt und damit auf genau den Teil der Geschichte verzichtet, der die Gegenwart am ehesten zur Selbstreflexion anregen könnte.

Noch stärker als dies allgemeine Argument spricht gegen die These vom Hof als Nebengleis freilich die Tatsache, dass sie im konkreten Fall schlichtweg falsch ist. Es ging in Versailles sehr wohl um etwas. Es ging um die Macht.

Um die Macht ging es am Hof Ludwigs XIV. nicht einfach nur deshalb, weil er der nominelle Herrscher über zwanzig Millionen Menschen war und auch de facto gegen ihn keine Politik in Frankreich Erfolg haben konnte. Damit wäre noch nicht viel gewonnen, denn das allein würde die höfische Welt immer noch bloß so mäßig relevant machen, wie es das Privat- und Familienleben der Mächtigen unserer eigenen Zeit ist – manchmal amüsant, aber doch nichts, woraus sich ernsthaft viel Wichtiges erklären ließe. Höfe wie der des Sonnenkönigs sind nicht etwa nur deshalb historisch interessant, weil man an ihnen wie unter dem Vergrößerungsglas die Mentalitäten und Kulturgeschichte einer ganzen Epoche beobachten kann, obwohl das tatsächlich allein schon Grund genug wäre, sie näher zu beleuchten. Der Hof des Sonnenkönigs war vielmehr der Ort, an dem tatsächlich das gemacht wurde, was man die Politik der damaligen Zeit nennen kann. Dies schon deshalb, weil die Minister des Königs, ohne aus dem Hofadel zu stammen, doch ab Amtsantritt automatisch zum Hof gehörten; ihre Ernennung und ihr Sturz lagen in der Hand eines Königs, den der höfische Adel wie eine Mauer umgab und vom Rest des Landes trennte. Zwar konnte fast jeder Franzose den König sehen und ihm oft unglaublich nah kommen. Mit der bezeichnenden Ausnahme der «allerletzten Volksklassen» und der Mönche wurden alle Personen in die königlichen Paläste eingelassen, die bereit waren, bestimmten Dienern ein Trinkgeld zu geben und sich notfalls am Eingang einen Degen auszuleihen, da man Besucher ohne standesgemäße Waffe selbstverständlich nicht in die unmittelbare Nähe des Staatsoberhauptes gelassen hätte. So konnten schon damals Touristen in der Spiegelgalerie oder beim öffentlichen Essen des Monarchen bis auf wenige Meter an ihn herankommen, ihn sprechen hören, wenn er denn mal sprach – wahre Macht schweigt lieber –, und ihm bei allerhand Zuschauersport zuschauen; allgemein lobten Besucher beispielsweise später die Eleganz, mit der Ludwig XV. ein Frühstücksei köpfen konnte. Aber mit ihm sprechen, womöglich gar ungestört und zu einem günstigen Zeitpunkt? Das konnten neben den wenigen Ministern und Militärkommandeuren allein die Inhaber der Hofämter, die ständig um den Herrscher waren und ihn aus der Nähe beobachten konnten wie sonst keiner. Das hätte sie wichtig genug gemacht; allerdings muss man

sie nur mit der Entourage heutiger Machthaber vergleichen, um zu erkennen, wie viel besser sie dastanden.

Was Ludwig XIV. bei Hof umgab, das waren nicht einfach irgendwelche Bediensteten (die gab es auch und nicht zu knapp, aber hier geht es nicht um sie). Es war die gesellschaftliche und Besitzelite; es war der alte ritterliche Schwertadel, Familien, die seit Jahrhunderten direkt über Tausende von Untertanen regierten, die noch vor wenigen Jahrzehnten oft erfolgreich die Krone bekriegt hatten und deren Anspruch, mehr wert zu sein als alle anderen, von niemandem im ganzen Land fundamental in Frage gestellt wurde. Noch gab es praktisch keine Industrie, und so waren diese Familien mit ihrem Landbesitz die Reichsten des Landes. Selbst die Bankiers und Finanzleute, die ihre Geschäfte fast ausschließlich mit der Verwaltung der Staatsfinanzen und nur ganz gelegentlich auch mit anderen Unternehmungen machten, liehen sich den Großteil ihres Kapitals beim hohen Adel und hingen von dessen Protektion ab; wenn die Geschäfte gut gingen, dann verkauften auch diese Neureichen als Erstes ihr Unternehmen, um stattdessen Land, dann Ämter zu kaufen und so schrittweise in den Adel aufzusteigen, wie es jedermanns Traum war. In den Provinzen mochte zwar die Zeit der vom Adel geführten Rebellionen vorbei sein; aber auf jeden der lächerlich wenigen «modernen Bürokraten» kamen Hunderte von Amtsträgern, über die die Krone faktisch keinerlei Kontrolle hatte und die alle den über Jahrhunderte gewachsenen Klientelnetzwerken der großen Adelsfamilien angehörten. Der Staat des Sonnenkönigs mochte langsam hier und da etwas effizienter gemacht werden, aber selbst sein Anspruch blieb extrem beschränkt und umfasste eigentlich nur die Rechtspflege, den Schutz des wahren Glaubens und die Verteidigung des Landes gegen innere und äußere Feinde. Die Rechtsprechung war völlig in der Hand des Justizadels (*noblesse de robe*), der die Richterämter kaufte und vererbte. Die religiöse Aufsicht und nebenher ein gutes Stück der Verwaltung lag in den Händen von Bischöfen, die nicht etwa in Rom, sondern in Versailles ernannt wurden und daher fast alle jüngere Söhne entweder des Schwert- oder des höchsten Justizadels waren.

Die Landesverteidigung schließlich war die einzige Zuwachsbranche. Spätestens der Dreißigjährige Krieg hatte allen Mächten Europas

gezeigt, dass es nicht mehr reichte, bei Bedarf Söldner anzuwerben oder gar wie noch im Mittelalter sich auf das Aufgebot der adeligen Lehensbesitzer zu verlassen: Als Ludwig XIV. diesen «Heerbann» 1674 zum letzten Mal einberufen ließ, kamen aus den Provinzen fast nur noch Don-Quijote-Gestalten mit verrosteten Schwertern und altersschwachen Pferden, «die übelsten Truppen der Welt». Alle irgendwie solventen Adeligen hatten sich längst in das moderne und permanente Heer des Königs eingekauft und dienten dort nicht mehr als Einzelkämpfer, sondern als Offiziere einer immer größer werdenden Armee. So hatte der höfische Adel das Monopol auf die Kommandoposten, während die vornehmste Aufgabe des Königs in seiner eigenen Sicht immer noch darin bestand, an der Spitze dieses Heeres Ruhm und Macht seiner Dynastie zu vergrößern und seine europäischen Konkurrenten zu übertrumpfen. Da ist es kein Wunder, dass die Kosten für dieses Militär in Kriegszeiten bis auf 90 % des Staatshaushaltes ansteigen konnten; das Wort Politik bezeichnete entweder nur die Außenpolitik (nur die war es wirklich wert, dass der König sich mit ihr abgab) oder sonst gleich auch die Geschicklichkeit von Privatpersonen im Kampf um materielle und Status-Vorteile. Frankreich war das reichste Land Europas, aber da Adel und Klerus weitgehend steuerbefreit blieben und die Mechanismen zur Einziehung von Steuern an allen Ecken und Enden korrupt und ineffizient waren, diente im Grunde fast der ganze moderne Staatsapparat einzig dazu, Geld aus dem Land herauszuholen, mit dem die Armee, der Hof und sonst nahezu nichts finanziert wurden. Seit der Fronde hatten alle Angehörigen der Elite die formale Dominanz des Königs akzeptiert, weil sie begriffen, dass sie in Zusammenarbeit mit der Krone ungleich mehr aus dem Land herausholen konnten als gegen sie. Zwar regierte der alte Schwertadel das Land nicht allein, wie das der polnische Adel tat und es bald auch der britische Adel versuchen würde, aber man konnte das Land auch immer noch nicht gegen ihn regieren. Politik hieß hier, wo es keine Linke oder Rechte gab, wo um Religion nicht mehr und um moderne Ideologien noch nicht gekämpft wurde, einfach das Verschieben von Besitz und Macht zwischen einigen Dutzend großen Familien und ihren Anhängern, sei es durch reiche Heiraten, Rang (der reiche Heiraten ermöglichte), königliche Geldgeschenke oder große Äm-

ter. Der königliche Hof aber war dafür der alles entscheidende Markt-
platz, die adeligen Höflinge gleichzeitig Börsenmakler und Großinves-
toren, der König der zu manipulierende Schiedsrichter, und niemand
war so nah an ihm wie die jeweilige «maitresse en titre». Was wie Privat-
leben aussah – ein Begriff, mit dem die Zeitgenossen überhaupt nichts
hätten anfangen können –, war immer auch und oft nur Politik.

Etwa zur selben Zeit im Juli 1665, als der Sonnenkönig zwischen tau-
send Regierungsangelegenheiten, Zeremonien und Vergnügungen dar-
über nachdachte, wie es mit ihm, Madame de Monaco und Lauzun wei-
tergehen sollte, hatte auch der auf andere Weise überlastete Finanzmi-
nister Colbert Gelegenheit, sich über diese Leute seine Gedanken zu ma-
chen. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass er sie so verachtete, wie je-
der talentierte Aufsteiger die planlosen Kinder des Privilegs verachtet.
Der strenge, harte Fünfundvierzigjährige hatte schon in seinem eigenen
Milieu keine Freunde und war etwa so herzenswarm, wie sein Beiname
«der Norden» es andeutet. Er mag auch ernsthaft geglaubt haben, dass
harte Arbeit und wirtschaftlicher Erfolg das einzig Solide seien, aber als
Finanz- und Wirtschaftsminister hätte er dergleichen als Rollenprosa so
oder so behaupten müssen. Selbst wenn er wirklich ungewöhnlich mo-
derne Ideale gehabt haben sollte, war doch seine Karriere genauso auf
eine völlig opportunistische Clanpolitik gegründet wie die der Höflin-
ge oder die seines wichtigsten Konkurrenten, Kriegsminister Louvois.
Um den von ihm kontrollierten Teil der Staatsmaschinerie effizienter zu
machen, säuberte Colbert die Administration von den Klienten, Cou-
sins und Stiefschwiegeronkeln des Vorgängers und ersetzte sie durch
seine eigenen. Das Problem war nur, dass das nicht reichte, denn wenn
auch seine Familie längst ein großes Netzwerk aufgebaut hatte, so be-
stand das doch infolge seiner wenig vornehmen Herkunft bisher noch
allein aus Finanziers und Juristen, die allesamt bei Hof keinen Platz hat-
ten. Um sich abzusichern, um den König ständig überwachen zu las-
sen und von möglichst vielen Seiten beeinflussen zu können, brauch-
te er Verbündete aus der höfischen Aristokratie. Verbündete aber hieß
in dieser Clanwelt, in der das Interesse der Familien immer über dem
der Individuen stand, notwendigerweise Verwandte. Aus seinen schon
vorhandenen Verwandten konnte Colbert keine Höflinge machen: Alle

Welt wusste, dass er nur der Sohn eines Wollhändlers war, und so würde noch für mindestens drei oder vier Generationen kein Träger des Namens Colbert vollkommen zum höfischen Adel dazugehören können. Wenn der Minister dennoch genealogisch «beweisen» ließ, dass er über eine endlose Reihe schottischer Ritter vom Heiligen Cuthbert abstammte und später vorsichtshalber auch noch gefälschte mittelalterliche Gräber in die Kirchen seiner Heimatstadt einbauen ließ, dann folgte er damit ebenso den Spielregeln seiner Gesellschaft, wie es jene Zeitgenossen taten, die darüber nur lachten (also ausnahmslos alle). Für die Absicherung sowohl seiner eigenen Macht als auch der des zum Nachfolger bestimmten Sohnes würden daher nur die Töchter Colberts sorgen können, indem sie Familienchefs aus höfischem Adel heirateten. Die älteste war inzwischen fünfzehn, und so wurde es höchste Zeit, einen geeigneten Kandidaten zu finden.

An sich hätte Colberts bisherige Laufbahn ihm nicht nur die Notwendigkeit eines solchen Bündnisses beweisen, sondern auch den optimalen Schwiegersohn erkennbar machen sollen. Er war stets die rechte Hand von Kardinal Mazarin gewesen, sein Mann für finanzielle Finessen und schmutzige Geschäfte. Mazarin seinerseits war nicht nur der Nachfolger, sondern auch der Zögling von Kardinal Richelieu gewesen und hatte erlebt, wie nah selbst dieser aus altem Adel stammende und scheinbar allmächtige Premierminister oft daran gewesen war, Amt und Leben zu verlieren, weil irgendein hirnloser Prinz oder Höflingsjüngling den König gegen ihn einnahm. Mazarin hatte es zwar besser gehabt, weil er mit der loyalen – und wohl auch mehr als ein wenig in ihn verliebten – Königinmutter zusammenarbeitete, aber gleich nach seinem Tod hatte sich gezeigt, dass Ministerkarrieren noch immer unglaublich nah am Abgrund entlang verliefen. Colbert war stolz darauf, dem jungen König als Erster suggeriert zu haben, er müsse den Untertanen die Ernsthaftigkeit seiner neuen Alleinherrschaft beweisen und im Interesse seines unsterblichen Ruhmes deutlich machen, dass es wirklich nie wieder einen Premierminister geben werde. Wie aber hätte man das besser beweisen können als durch die demonstrative Vernichtung desjenigen Politikers, der der logischste Kandidat für dieses Amt war? So hatte man 1661 wenige Monate nach Mazarins Tod völlig überraschend den Finanzminis-

ter Fouquet verhaftet und vor ein Sondergericht gestellt, welches ihn all der illegalen Manipulationen anklagte, ohne die das kaputte System der Staatsfinanzen keine zwei Wochen lang funktioniert hätte. Selbst dieses nach allen Regeln der Kunst beeinflusste Gericht verurteilte Fouquet nach dreijährigem Prozess nur zu lebenslänglicher Verbannung. Da der König sich jedoch dazu überreden ließ, sein Begnadigungsrecht hier etwas pervers anzuwenden und Fouquet zu lebenslanger Festungshaft zu «begnadigen», war Colberts einstiger Rivale vor nunmehr einem halben Jahr in Begleitung des Musketierkommandeurs d'Artagnan aus der Bastille in die alpine Gefängnisburg Pignerol gebracht worden – und gerade jetzt erfuhr man, dass dort ein Pulvermagazin explodiert war und den Turm beinahe ganz zerstört hatte, in dem Fouquet lebte; nur durch ein Wunder hatten er und sein Kammerdiener überlebt. So weit, so gut für Colbert, der die Nachfolge des Verurteilten antrat und sich jetzt mit Louvois und dessen Vater die administrative Macht teilte, die Mazarin noch allein besessen hatte. Aber er wusste zu gut, dass er Fouquet nur mit Hilfe hochgeborener höfischer Einflüsterer hatte vernichten können. Diese Frauen und Männer, diese Clans waren dieselben, deren Kinder jetzt um die Gunst Ludwigs XIV. kämpften und damit um jenen Einfluss, mit dem sie auch Colbert gefährlich werden konnten. Ohne dauerhaftes Bündnis würde er im Amt nicht alt werden.

Colberts Vorbild Mazarin hatte eine große Klientel aufgebaut, deren Kern natürlich seine Familie war, und sieben Nichten in die wichtigsten Dynastien des Hofes verheiratet. Eine von ihnen war Maria Mancini, die erste Liebe Ludwigs XIV., eine andere die Obersthofmeisterin der Königin Madame de Soissons und eine dritte die kokette Frau des Großkammerers Bouillon, der seinerseits ein Cousin des Duellanten Talmond war. Zur Krönung seines dynastischen Lebenswerks aber hatte Mazarin seinen Clan mit demjenigen vereinigen wollen, den Richelieu hinterlassen hatte und zu dem am Rande auch Madame de Monaco, ihr Vater Gramont und ihr Bruder Guiche gehörten. Mazarin hatte deshalb 1661 noch auf dem Sterbebett seine zur Haupterbin eingesetzte Nichte Hortense Mancini mit einem Großneffen Richelieus verheiratet, der dadurch Herzog Mazarin, Gouverneur des Elsass, Großmeister der Artillerie und einer der größten Landbesitzer Frankreichs wurde. Da Maza-

rin unmittelbar danach starb, fiel automatisch seiner bisherigen rechten Hand Colbert auch die Rolle des kompetenten Managers dieses vereinten Richelieu- und Mazarin-Clans zu, und so wäre normalerweise ganz klar gewesen, wo seine Tochter möglichst bald einheiraten sollte. Leider aber verhielten sich die Mazarin-Erben praktisch vom ersten Tag an so, als hätte ihr einziger Ehrgeiz darin gelegen, später einmal als Musterbeispiel für schiefgelaufene Clanpolitik berühmt zu werden. Es mag zwar feindselige Erfindung gewesen sein, dass die vierzehnjährige Hortense Mancini und ihre Geschwister sich die letzten Stunden am Sterbebett des ungeliebten Onkels damit vertrieben hätten, massive Goldmünzen aus dem Fenster ihres Pariser Stadtpalais zu werfen und sich daran zu amüsieren, wie die Kanaille da unten sich darum prügelte, bevor sie erleichtert «Endlich ist er krepirt» ausriefen, aber es passt unerfreulich gut zu allem, was folgte. Der frischgebackene Herzog Mazarin behandelte nicht nur seine Frau so schlecht, dass sie sich schon nach wenigen Jahren absetzte und eine erfolgreiche Zweitkarriere als Geliebte des englischen Königs startete. Er war auch dermaßen fanatisch religiös, dass er sämtlichen Skulpturen der riesigen Sammlung Mazarin die Genitalien wegmeißeln ließ, den Bäuerinnen seiner Ländereien zur Vermeidung unzüchtiger Gedanken das Kühemelken verbot und später nur mit Mühe daran gehindert werden konnte, seinen Töchtern zur Vermeidung von Liebschaften sämtliche Zähne ziehen zu lassen. Zum Jahresende 1664 erbat er eine Audienz beim König und erklärte diesem stolz, er habe vom Erzengel Gabriel erfahren, dass Ludwigs Liaison mit Mademoiselle de La Vallière an allen Problemen des Landes schuld sei. Der König erklärte ihm mit jenem feinen Takt, den man wohl nur durch lebenslang ununterbrochenes Belästigtwerden einüben kann, er wisse schon lange, dass der Herzog Mazarin dort (auf die Stirne zeigend) eine Verletzung habe, und wolle ihn daher jetzt nicht länger aufhalten.

Die Selbstsabotage der Mazarin-Erben aber fing gerade erst an. Ende März 1665 flog das Komplott auf, mit dem Madame de Soissons, der Monaco-Bruder Guiche und ihr höfischer Freund Vardes drei Jahre zuvor ebenso riskant wie inkompetent die Königsmätresse Mademoiselle de La Vallière zu stürzen versucht hatten; Vardes kam in die Bastille, Madame de Soissons wurde auf ihre Ländereien exiliert, und Guiche

wurde mit sofortiger Wirkung «erlaubt», in niederländische Kriegsdienste zu gehen. Ihre Hofämter garantierten ihnen zwar, dass sie früher oder später zurückkommen konnten, aber diskreditiert waren sie doch. Der einzige noch unverheiratete Mazarin-Neffe Nevers währenddessen war nicht nur homo- oder bisexuell, sondern hatte – viel schlimmer – auch einfach keine Lust, sein Oberkommando bei der Musketierleibgarde auszuüben, obwohl Colbert ihn bekniete, sich dazu herabzulassen; die Musketiere waren das Lieblingsspielzeug des Königs, und so hätte ein vernünftiger Höfling denkbar viel aus diesem Posten herausholen können. Stattdessen stand nun nur noch das Haus Bouillon halbwegs gut da, dessen ältester Familiensohn aber gerade fünf Monate alt und eben erst getauft worden war: Bis der heiraten würde, konnte Colbert nicht warten. Vielleicht auch ganz gut so, denn mit dieser Familie ging es langfristig keineswegs besser weiter. Faktischer Chef der Dynastie war nicht der mit einer Mazarin-Nichte verheiratete Herzog, sondern sein Bruder, der als Sechszwanzigjähriger unter dem Spitznamen «das rote Kind» Kardinal wurde, weil sein mächtiger Onkel endlich auch zum Katholizismus übergetreten war, und den der König bald danach an die Spitze der Hofgeistlichkeit erhob. In ihm mischte sich hohe Intelligenz mit einem an Größenwahn grenzenden Stolz, der selbst im Hofadel dieser Zeit ungewöhnlich war und ihn in immer dramatischere Kollisionen mit Ludwig XIV. brachte. Währenddessen verwickelte sich die Mazarin-Nichte Herzogin von Bouillon in die berühmte Giftmischer-Affäre von 1680; vor dem einschlägigen Sondergericht erschien sie mit ihrem Ehemann an einem Arm und ihrem Liebhaber (der zugleich ihr Neffe war) am anderen, gab zu, zur Beseitigung ebendieses Ehemannes den Teufel beschworen zu haben, und antwortete auf die Frage, wie der ausgesehen habe: «schwarz, klein und hässlich – wie ein Gerichtspräsident». Nach alledem kam es schon fast gar nicht mehr darauf an, dass auch der 1665 geborene Stammhalter Prince de Turenne das Amt des Großkammerers extrem nachlässig ausübte und einmal Ludwig XIV. beim Ankleiden mit seinen lederen Handschuhen auf die Nase schlug. Was erfahrene Höflinge an den Bouillons am meisten bewunderten, war daher ihre Fähigkeit, sich zu entschuldigen und die Bestrafung der jeweils schuldigen Familienmitglieder zu versprechen, worin

nach Ansicht eines Hofkollegen «die für sie regelmäßige Notwendigkeit ihnen allen große Erfahrung verschafft hatte». Am aufschlussreichsten ist freilich, dass später selbst Hochverrat mitten im Krieg nicht ausreichte, um dieser Familie das wunderschöne Großkammereramnt abnehmen zu lassen, welches sie vielmehr bis zur Abschaffung der Monarchie 1792 ungestört behielten: Wenn solche Familien sich nur erst einmal bei Hof festgeklammert hatten, waren sie sehr bald «too big to fail».

So hatte Colbert eben jetzt die unnütze Sippschaft seines ehemaligen Meisters endgültig abgeschrieben und stattdessen Heiratsverhandlungen mit dem Oberkammerherrn Saint-Aignan eröffnet. Dessen unverheirateter Sohn war bereits zum zukünftigen Nachfolger des Vaters ernannt, und dieser Vater war seinerseits ein enger Vertrauter des scheuen Veilchens, der Königsmätresse La Vallière, saß also an einem potenziell wichtigen Hebel der Macht. Außerdem würde diese Ehe mit einem zukünftigen Herzog der Colbert-Tochter auch den höchsten Rang unterhalb der Königsfamilie garantieren: Wenn sie das erste Mal in Gegenwart der Königin auf einem Hocker säße, während das Gros des Adels stehen musste, dann musste alle Welt sehen, wie viel der Wollhändlersohn für die Seinen erreichen konnte, und seine Feinde würden wieder ein wenig zaghafter werden.

Angesichts so schöner Aussichten kann man sich ausmalen, wie irritierend es für Colbert sein musste, nun von höfischen Freunden zu erfahren, dass der König sich offenbar von La Vallière ab- und Madame de Monaco zuwandte. Falls das wirklich passieren sollte, dann konnte Colbert mit seiner ganzen höfische Klientelpolitik wieder bei null anfangen und noch dem Himmel danken, wenn keiner der vielen Rivalen die neue Mätresse gegen ihn benutzen würde. Die höfische Jugend mochte ja frivol und lächerlich knallbunt sein (Colbert trug als Angehöriger des Justizadels stets nur schwarze Roben), aber sie alle hatten kalt kalkulierende Großmütter, Onkel oder Tanten, die das große Spiel der Clanpolitik nur zu gut beherrschten. Ein Glück also, dass unter den vielen Dutzend Briefen, die täglich bei Colbert eingingen und letztlich seinen Tod durch Überarbeitung verursachen würden, heute auch einer aus den Pyrenäen war, in dem genau das stand, was er brauchte. Dort war vor einiger Zeit ausgerechnet auf den Gütern von Madame de Monacos Vater Gra-

mont eine Revolte gegen die Salzsteuer ausgebrochen, und wenn auch Gramont sich nicht mehr an die Spitze des Ganzen setzte, so verhinderte er – als ständig bei Hof befindlicher Gouverneur der Provinz – doch lange einen Militäreinsatz. Außerhalb der Städte hatte das Ancien Régime nahezu keine Polizeikräfte, und wenn es lokale Unruhen gab, dann blieb der Krone nur entweder Überredung der Rebellen durch die örtlichen Eliten, brutale militärische Repression oder – oft genug – diskretes Wegschauen. Der örtliche Intendant, also der einzige von Paris kontrollierte Beamte der ganzen Provinz, hatte Colbert schon oft berichtet, dass der Adel die Rebellen schütze, und erst vor kurzem hatte man es geschafft, wenigstens die pommerschen Dragoner des Obersten Podewils sowie das halb italienische Regiment Lauzuns dorthin zu schicken, wo sie die Provinz Béarn genauso ausplünderten, wie sie es im Feindesland getan hätten. Nun erfuhr Colbert, dass der Rebellenführer ausge-rechnet in einem Wald neben dem Hauptort der Gramont-Ländereien gestellt worden war und nur deswegen entkommen konnte, weil die Soldaten des Gramont-Neffen Lauzun sich mit der Verfolgung erstaunlich viel Zeit gelassen hatten. Sollte man das nicht dem König mitteilen und wortreich bedauern, dass eine so loyale und dem Königshaus so zu Dank verpflichtete Familie wie die von Madame de Monaco in letzter Zeit so wenig Gelegenheit gehabt habe, ihre Loyalität praktisch zu beweisen?

Ludwig XIV. traute zwar Colbert und den anderen Ministern grundsätzlich nur in Maßen und lehnte ihre Vorschläge oft blind ab, damit sie sich nicht zu viel auf ihre Macht einbildeten; diese Information aber kam ihm gerade recht, denn sie gab eine bessere offizielle Begründung für seinen eben gefassten Entschluss ab als das, was tatsächlich passiert war. Auf die Idee, Lauzun zu seinen Dragonern ins ferne Gebirge zu schicken, war der König schon von allein gekommen, aber als er ihm das befohlen hatte, entstand daraus eine unschöne Szene. Lauzun hatte seinen Degen gezogen und vor den Augen Ludwigs zerbrochen, weil er einem Herrscher, der ihm zumutete, wegen solchen Kleinkrams den Hof zu verlassen, sein Leben lang nicht mehr dienen wolle. Wenn Ludwig XIV. auch nur halbwegs so tickte, wie die Quellen es nahelegen, dann muss er in diesem Moment bei aller Empörung doch vor allem erleichtert gewesen sein: Das respektlose Verhalten Lauzuns setzte ihn

ins Recht und gab ihm Gelegenheit zu einer jener wohlbedachten «belles actions», die für die Zeitgenossen seinen Ruf als großer König mindestens ebenso ausmachten wie all die nützlichen Infrastrukturprojekte Colberts. Jedenfalls nahm Ludwig nun seinen großen Elfenbein-Spazierstock in die Hand, warf ihn aus dem Fenster, sagte Lauzun und den Umstehenden, es hätte ihm leidgetan, wenn er einen Edelmann hätte schlagen müssen, und drehte sich dann auf dem Absatz um. Im Nebenzimmer diktierte er den in solchen Fällen üblichen Brief an d'Artagnan von der Musketiergarde und ließ dem Gouverneur der Bastille ausrichten, der Gefangene Lauzun solle zum Zeichen besonderer Ungnade ohne einen einzigen Diener inhaftiert werden.

Die Bastille war ein seltsames Gefängnis. Die in die Pariser Stadtmauern eingefügte Turmkonstruktion aus dem Mittelalter gab einerseits einen düsteren und bedrückenden Haftort ab und galt doch andererseits für die Adeligen, die dorthin kamen, gewissermaßen als erste Adresse in Sachen Gefängnis. Anders als im Fall der wenigen regulären Gefängnisse galt es nicht als entehrend, hier gewesen zu sein, und gerade für hochrangige Adelige wurde das «embastillement» oft wie eine Art Warnschuss verwendet – sie konnten meistens Diener, Köche, Möbel und Wandteppiche mitbringen, während es für Bürgerliche in der Regel wesentlich weniger gut aussah. Lauzun blieb zwar mehrere Monate hier, aber auch ihm wurden bald Diener und andere Annehmlichkeiten gestattet. Kurz vorher wäre noch der gestürzte Finanzminister Fouquet sein Nachbar gewesen. Jetzt traf Lauzun hier stattdessen den höfischen Verschwörer Vardes und den hochrangigen Kavallerieoffizier Bussy-Rabutin, Autor eines unmoralischen Enthüllungsromans über das Hofleben und Optimist genug, um sich von der spektakulären Ungnade Lauzuns baldige Verzeihung seines eigenen Vergehens zu erhoffen; vorsichtshalber komponierte er trotzdem ein sechsundneunzigzeiliges Gedicht darüber, wie die drei Gefangenen den König erkennbar ihren Geliebten vorzogen, weil sie sich für ihn zusammengerechnet immerhin gut hundertmal in Todesgefahr begeben hatten.

Leider war Bussy-Rabutins Vertrauen in die Macht des Wortes nicht die einzige Hoffnung, die in jenem Sommer und Herbst enttäuscht wurde. Auch Madame de Monacos Ambitionen verwelkten, kaum dass ihr

spielverderberischer Cousin entfernt worden war. Vielleicht wäre schon die peinliche Schlüsselszene genug gewesen, den auf seine Würde bedachten König abzuschrecken. Kurz nach Lauzuns Verhaftung erfuhr jedoch noch ein anderer eifersüchtiger Hofmann von Madame de Monacos königlicher Liaison (genauer gesagt erschloss Villeroy sie sich nach dem Prinzip: Wer sogar meine Avancen zurückweist, kann ja nur mit dem König etwas haben). Zusammen mit seiner Cousine, die gerade erst Bussy-Rabutin in die Bastille gebracht hatte, schrieb er in dilettantisch verstellter Handschrift einen Brief an Mademoiselle de La Vallière und warnte sie vor der neuen Rivalin. Mademoiselle de La Vallière aber hatte die höfischen Spielregeln dankenswerterweise immer noch nicht gelernt, und so ging sie, statt eine komplizierte Gegenintrige zu konzipieren, einfach zum König, um ihm den seltsamen Brief zu zeigen. Villeroy, dessen Handschrift Ludwig offenbar sofort erkannte, kam mit dem Schrecken davon – er war als Sohn von Ludwigs Obererzieher mit diesem zusammen aufgewachsen und dann sein bevorzugter Ballettpartner geworden, da verzieh man einander viel –, aber Madame de Monaco war wieder ein bisschen kompromittierter. Als kurz darauf auch noch bekannt wurde, dass sie verbotene Briefe ihres in die Niederlande exilierten Bruders Guiche an die Königsschwägerin Madame weitergegeben hatte, konnte sie froh sein, dass man ihr nicht gleich nahelegte, zu ihrem Mann ins gottverlassene Monaco abzureisen; Königsmätresse würde sie in diesem Leben nicht mehr werden. Weil zu allem Überfluss aber auch aus Ludwigs Hoffnung nichts wurde, dass Lauzun sich nach fünf Monaten in der Bastille etwas diskreter verhalten würde, blieb Madame de Monaco zum Spott noch der Schaden: Der Hof lachte über sie, weil sie es nicht geschafft hatte, den König zu verführen, und Lauzun schwor ihr Rache.

Zum Glück für die verhinderte Königsgeliebte war freilich Lauzun auf seine Weise nicht weniger unfähig zur seriösen Hofintrige als die sanfte La Vallière, wenn auch aus entgegengesetztem Grund. Seine Liebe zur großen dramatischen Geste und zu Formen der Provokation, die zwischen Mut und Wahnsinn schwankten, stand quer zum sich herauskristallisierenden Zeitgeist – kopfloser Wagemut war gewissermaßen «so 1630». Mit dem Ende der Bürgerkriege und dem Herrschafts-

kompromiss sahen Leute wie Lauzun, sahen also unbeherrschte Duellanten und dreiste Beleidiger der Mächtigen zunehmend nur noch wie Störenfriede aus. Höflinge mit Sinn für die Inszenierung, in der sie mitspielten, waren dabei zu lernen, dass «meine Ehre ist tödlich gekränkt» bei Ludwig XIV. nicht annähernd so gut ankam wie «mir persönlich wäre es ja egal, aber Euer Majestät Ruhm wird durch das Verhalten meines Rivalen natürlich schon empfindlich gekränkt» oder «wer sind nur diese Elenden, die schamlos zu behaupten wagen, Euer Majestät habe kein Recht, meinen elfjährigen Sohn zum Kommandeur der Leibgarde zu ernennen?».

Diese neue höfische Welt erzog ihre Insassen zur psychologischen Beobachtung, zur Einfühlung und zur kunstvollen Manipulation, und wer sich verhielt, als hätte er das nicht nötig, fiel jetzt unangenehm auf. Lauzun aber fühlte sich sicher, denn der König hatte ihn gut empfangen und gemeinsam mit ihm über den langen Bart gelacht, den er sich in der Bastille hatte wachsen lassen (außerhalb von Gefängnissen und Klöstern trug niemand so etwas). Am 17. Mai 1666 hielt sich der Hof im Jagdschloss Versailles auf, wohin man aus Saint-Germain-en-Laye in letzter Zeit vermehrt Ausflüge machte – viel zu oft, fand Colbert, denn wenn man nicht aufpasste, dann würde der König womöglich noch auf die Idee kommen, dies kleine Jagdschlösschen seines Vaters auszubauen, ganz als hätte man nicht gerade Unsummen in den Louvre gesteckt. Die Damen hatten sich, während an einem Tisch das Jahreseinkommen eines gutsituierten Edelmannes verspielt wurde, darum herum auf den Fußboden gesetzt, und als der König besser sehen wollte, wer den Jackpot bekam, musste er einige Schritte zurücktreten. Die Höflinge hinter ihm taten also ein Gleiches, und es ergab sich, dass dabei Lauzuns hoher roter Schuhabsatz – das Zeichen, an dem man die adeligen Höflinge überall erkannte – ausgerechnet auf Madame de Monacos Hand landete.

Er hätte nichts Dümmeres tun können. Seine Entschuldigungen klangen so unecht, dass der ganze Hof darüber lachte. Natürlich klagte die weinende und schreiende Fürstin ihn sofort an, das absichtlich getan zu haben, und brachte damit die Männer ihrer Familie in unwillkommenen Zugzwang: War die Ehre des Hauses erst einmal so öffent-

lich beleidigt worden, musste auch die Rache öffentlich und massiv sein. Fast noch unangenehmer war die Situation aber für Ludwig XIV. selbst, denn nicht nur sein Ruf als kompetenter Herrscher, sondern sein ganzes politisches System beruhte seit der Fronde letztlich darauf, dass er glaubhaft über den verschiedenen Hofparteien stand, und also nicht wie unter Richelieu oder Mazarin wieder ein einziger übermächtiger Günstling auf den Rechten – oder in diesem Fall: Gliedmaßen – des hohen Adels herumtrampeln könne. Da der König Lauzun im Grunde gern hatte und ihn so kurz nach seiner Rückkehr aus der Bastille nicht gleich wieder demonstrativ bestrafen wollte, blieb ihm nur die Hoffnung, Madame de Monacos Familie zu besänftigen. Zwar gelang ihm das mit ihrem Vater Gramont, leider aber zu spät, denn eben zuvor hatte der schon den Schwiegersohn Monaco, der unseligerweise gerade in Paris zu Besuch war, beauftragt, in die Niederlande zu reisen, dort Gramonts Söhne Guiche und Louvigny zu treffen und mit ihnen zu besprechen, wie sie zusammen Lauzun zum Duell fordern sollten. Nur zur Rekapitulation: Der arme Fürst von Monaco sollte also sein Leben riskieren, um den Cousin seiner Ehefrau dafür zu bestrafen, dass dieser Cousin seinerseits diese Ehefrau für ihre echte oder Beinahe-Affäre mit dem König bestraft hatte. Die zu befürchtende öffentliche Blamage des Königs durch Duell und Diskussion der Gründe aber hatte sich damit soeben in das Zentrum der europäischen Medienindustrie verlagert.

So schrieb der Monarch nun einen Brief an seinen Botschafter in den Niederlanden, von dem er nur hoffen konnte, dass er rechtzeitig vor Monsieur de Monaco ankommen würde, und der sich mit «Nein, mir tanzt hier niemand auf der Nase herum» paraphrasieren lässt. Der Botschafter solle Monaco, Guiche, Louvigny und überhaupt der Welt erklären, dass alles nur ein Missgeschick sei, Lauzuns Entschuldigungen seien tief empfunden und ehrlich, er, der König habe eine umfassende Untersuchung der Gegebenheiten durchführen lassen und bestätige hiermit, dass die Ehre aller Beteiligten gewahrt sei: Wenn aber er zufrieden sei und das so erkläre, wer könne dann noch Lauzun Vorwürfe machen?

Der Botschafter war Kummer dieser Art gewohnt, seit er vor einigen Jahren im Auftrag Ludwigs in London mit einigen hundert Schlägern aus einer diplomatischen Zeremonie eine Straßenschlacht gemacht hat-

te, um – erfolgreich – durchzusetzen, dass seine Kutsche vor der des spanischen Botschafters fahren durfte. Im Grunde hätte man genug anderes zu tun gehabt, denn da Frankreich mit den Niederlanden verbündet war und diese einen Krieg mit König Karl II. von England führten (er hatte ihnen Nieuw Amsterdam weggenommen und es nach seinem Bruder in New York umbenannt), war seit drei Monaten auch Frankreich im Krieg mit England. Noch merkte man wenig davon, weil die gerade erst entstehende französische Marine vorsichtshalber einen Bogen um alle englischen Schiffe machte. Der höfische Adel vermied die Marine sowieso, denn ganz wie seinem König schien ihm der Kampf zu hoher See wesentlich weniger ritterlich als der Kampf zu Land, weil man nur an Land weglaufen konnte und also nur dort das In-der-Schlacht-Bleiben ein Zeichen von Mut war; auf See hatte man keine Wahl, ob man mit dem Schlachtschiff unterging, und musste außerdem zur Navigation und für die Artillerieduelle mehr Ingenieur als Ritter sein. Da andererseits England damals aus Kostengründen noch überhaupt kein Landheer hatte, hätte ein französisch-englischer Krieg dem Schwertadel des Sonnenkönigs normalerweise wenig zu bieten gehabt. Wenn Guiche, Louvigny und auch der Prince de Tarente (also der ehemalige Talmond) trotzdem Gelegenheit fanden, mit dem Segen ihres Königs in den Niederlanden zu kämpfen, so verdankten sie das allein dem sehr seltsamen Aggressor, der für englisches Geld die Niederlande auf dem Landweg angriff – dem Bischof von Münster Christoph Bernhard von Galen nämlich, der infolge seiner elf Kriegszüge auch als Bomben-Bernd bekannt war und den die französischen Hilfstruppen Hollands jetzt lehrten, sich in Zukunft lieber wieder handliche Gegner vom Typ Ostfriesland oder Bentheim-Tecklenburg zu suchen.

Der Botschafter unterbrach also schweren Herzens seine anderen Tätigkeiten, machte den Fürsten von Monaco und dessen beide Schwäger auffindig und erklärte ihnen, was der König wollte. Und siehe da: Sei es, dass der Kriegsdienst die Abenteuerlust der beiden Schwäger fürs Erste aufgebraucht hatte, sei es, dass sie oder Monaco intuitiv begriffen, wie sehr es sich lohnte, in der Inszenierung Ludwigs XIV. mitzuspielen, jedenfalls kooperierten sie und erklärten öffentlich, wie sehr es sie freue, dass alles nur ein Missverständnis gewesen sei. Der höfische Adel ließ

sich zunehmend auf die neuen Spielregeln ein, und nur Lauzun zog mit sicherem Sinn fürs Risiko die Schlussfolgerung, ihm sei wirklich alles erlaubt. Der König schien es ihm zu bestätigen, als zwei Monate später ein Freund der Monaco Lauzun beim Kämmen anrempelte und dafür den Kamm auf die Nase bekam; Ludwig verjagte den Angreifer mit der Begründung vom Hof, er haben den ersten Schritt getan und sei außerdem von viel niedrigerer Geburt als Lauzun.

Bald allerdings würden all diese jugendlichen Ritter Wichtigeres und Gefährlicheres zu tun bekommen. 1660 hatte Ludwig ja eine spanische Königstochter geheiratet, um den 25 Jahre andauernden französisch-spanischen Krieg zu beenden. 1665 war der Vater seiner Frau gestorben und hatte aus seiner zweiten Ehe mit der eigenen Nichte nur einen kränklichen Vierjährigen hinterlassen, der immer noch nicht sprechen konnte, als er jetzt König Karl II. von Spanien wurde. Die Juristen Ludwigs XIV. hatten anderthalb Jahre suchen müssen, bis sie einen obskuren belgischen Erbrechtsparagrafen fanden, der es Ludwig erlaubte, im Namen seiner Frau einen Anteil am spanischen Erbe zu fordern. Nun zog im Mai 1667 der französische König mit der größten Armee Europas ins Feld, um dem kindlichen Halbbruder seiner Frau das halbe Belgien zu entreißen. Es war nicht das erste Mal, dass eine für den Frieden geschlossene dynastische Heirat den Krieg brachte, und es würde nicht das letzte Mal sein, dass ein von Kriegern umgebener junger König aufbrach, um auf dem Schlachtfeld Ruhm zu suchen.

Madame de Monaco währenddessen hatte ebenfalls gelernt, was ging und was nicht. Demütigungen wie die bisherigen würde sie nicht noch einmal riskieren. Aber musste man deswegen ganz auf die Nähe zur Königsfamilie verzichten? Noch immer war sie Obersthofmeisterin bei Madame, Herzogin von Orléans, Schwägerin des Königs, und noch immer zugleich diejenige Frau, zu der sich Monsieur, Herzog von Orléans, im begrenzten Rahmen seiner Möglichkeiten am ehesten hingezogen fühlte. Um seine Gunst hätte sie freilich mit einem ständig wechselnden Reigen gutaussehender Adelsjungen kämpfen müssen, und so beließ sie es dabei, ihn einmal zu verführen, bevor sie sich wieder seiner Frau zuwandte. Die auch sexuelle Liebesbeziehung zwischen Madame de Monaco und Madame ist gut belegt, so erstaunlich uns das erschei-

nen mag. Für die Zeitgenossen war schon männliche Homosexualität keineswegs etwas klar Definiertes oder gar wie heute eine Identität, obwohl auf die vague mit ›Sodomie‹ bezeichneten Aktivitäten nach wie vor die Todesstrafe durch Verbrennen stand. Selbst wenn Monsieur sonst in seinem ganzen Leben keine einzige gute Tat getan hätte, muss man ihm dafür Respekt zollen, dass er allein schon durch seine Existenz als unübersehbar homosexueller Königsbruder mindestens im Großraum Paris eine Durchsetzung dieses Gesetzes unmöglich machte – jede Verfolgung von Homosexuellen hätte dort sofort auch seine umfangreiche Entourage mitbetroffen und war daher in dieser hierarchischen Gesellschaft einfach unmöglich. In Preußen schaffte später Friedrich II. die Todesstrafe für «Sodomie» ab, was er damit begründete, dass Jugendliche ja gerne bei öffentlichen Hinrichtungen zuschauten; da sie natürlich auch nach dem jeweiligen Grund fragten, brächte man sie so auf unanständige Ideen. Für lesbische Beziehungen gab es nicht einmal ein Wort, und weil sie das durch und durch patriarchalische System dieser Welt ungleich weniger bedrohten als etwa Untreue mit einem Mann, wurden sie zumindest in Aristokratie und Herrscherhäusern meistens mehr belächelt als verfolgt.

So hatten Madame de Monaco und Madame einige glückliche Jahre, während derer sie gemeinsam zuschauen konnten, wie um sie herum Königsmätressen, Minister, Generäle und Günstlinge aufstiegen und wieder stürzten. Aber schon im Herbst 1668 nahm ihr aus dem Krieg zurückgekehrter Mann Madame de Monaco wieder mit in sein Fürstentum, und 1670 starb die erst sechsundzwanzigjährige ›erste‹ Madame, Henrietta von England; zwei Günstlinge ihres Mannes wurden so stark verdächtigt, sie mit Zichorie-Limonade vergiftet zu haben, dass der König beide für mehrere Jahre ins Exil schickte. Als einer von ihnen 49 Jahre später steinreich und hochgeehrt starb, wurde erzählt, man habe ihn mit auf den Rücken gedrehtem Gesicht gefunden wie alle, die der Teufel persönlich geholt hat. Der andere Verdächtige war Monsieurs wichtigster Liebhaber, der kurz zuvor noch in Madame de Monaco verliebt gewesen war oder so getan hatte; auch später arbeiteten diese beiden in der Hofpolitik zusammen, und seine Nichte heiratete zuletzt Madame de Monacos ältesten Sohn. Heute gibt es Vermutungen, dass Madame

an derselben Porphyrie, einer genetisch bedingten Blutkrankheit, starb, die schon früher und auch später wieder im englischen Königshaus vorgekommen ist, dem sie ja entstammte.

Weil Monsieur «nur» zwei Töchter und auch der König nur einen einzigen ehelichen Sohn hatte, musste der schwule Prinz sofort wieder heiraten, und so kam 1671 mit Elisabeth Charlotte von der Pfalz – einer Enkelin des Winterkönigs und Nichte des Prince de Tarente – eine zweite Madame an den französischen Hof, die zwar die Cousine der ersten war, sonst aber in beinahe allen Dingen das Gegenteil. Obwohl sie jung und schön war, sah sie zugleich maskulin genug aus, um Anlass zu der Bemerkung zu geben, wer jetzt Monsieur und Madame zum ersten Mal sehe, müsse sie zwangsläufig genau verkehrt herum identifizieren. Soweit die groteske Versuchsanordnung es zuließ, verstanden die beiden Ehepartner sich recht gut miteinander, und bis sie mit der Geburt zweier Söhne und einer weiteren Tochter die dynastische Pflicht erfüllt hatten, teilten sie sogar das Bett. Wie wir aus den von keinerlei Scheu gebremsten Familienbriefen Elisabeth Charlottes wissen, irritierte sie, die für diese Ehe ohne einen Hauch von Überzeugung zum Katholizismus hatte übertreten müssen, dabei lediglich eine einzige Angewohnheit ihres sehr frommen Ehemannes, nämlich seine Gewohnheit, vor dem Einschlafen beim Beten ein Amulett mit dem Bild der Heiligen Jungfrau an «Körperstellen zu halten, mit denen gerade sie nun wirklich nicht in Berührung kommen sollte». Im vermutlich einzigen uns überlieferten Ehebettdialog eines vormodernen europäischen Prinzenpaars antwortete Monsieur zuerst noch ganz ernst, «Sie, die Sie Hugenottin gewesen sind, kennen sich doch überhaupt nicht aus mit solchen Dingen», musste dann aber selbst in Lachen ausbrechen ... einer der seltenen Momente, in denen wir durch Quellenlücken, Zeremoniell und tausend Gegenbeispiele hindurch ahnen können, wie selbst im königlich-hochadeligen System der Zwangsheiraten zwischen den ungefragt aneinander gebundenen Partnern manchmal Solidarität oder langsam gewachsene Zuneigung entstehen konnte.

Nur für die 1672 endgültig an den Hof zurückgekehrte Madame de Monaco gab es hier nichts mehr zu gewinnen, denn obwohl man aufmerksam beobachtete, dass sie sich der neuen Madame mit densel-

ben zärtlichen Gesten näherte sie sich der ersten, führte das abgesehen von einigen aufregenden Inkognito-Spaziergängen durch Paris nirgendwohin. Madame selbst beschrieb es später als alte Frau einer interessierten Nichte so: «Dass Madame de Monaco die Weiber liebte, das ist wahr. Sie hätte mich auch gern auf diesen Sprung gesetzt, hat aber nichts dabei gewonnen, welches sie so sehr verdrossen, dass sie darüber geweint».

Von diesem unerfüllten Wunsch abgesehen blieb Madame de Monaco durchaus in der Gunst auch dieser Prinzessin, die sie freilich durch ständigen Kleinkrieg gegen Madames Tante Princesse de Tarente verteidigen musste, weil die mit ihrer Nichte deutsch sprechen konnte. Aber nachdem Madame de Monaco schon 1672 durch einen misslungenen Aderlass verletzt worden war, verschlechterte ihre Gesundheit sich ab 1675 immer mehr. Von ihrem Mann, dem sie in acht Jahren sechs Kinder geboren hatte, lebte sie nun gänzlich getrennt; wenn er nicht in Genua oder Monaco war, genoss er in London als Rivale des dortigen Königs (Karl II.) die Liebe der Herzogin Mazarin, die vor ihrem religiös verrückten Mann geflohen war. Als Madame de Monacos mysteriöse Krankheit 1678 immer schlimmer wurde und mit entstellenden Symptomen einherging, die an eine Vergiftung denken ließen (ihre Gesichtszüge trockneten aus, bis sie kaum noch zu erkennen war), diskutierten die gnadenlosen Höflinge, was das bedeute; die Meinungen reichten von «Sie wird vergiftet, aber nicht von ihrem Mann, obwohl er Italiener ist» bis zu «Sie wird von ihrem Mann vergiftet, da sie es verdient hat und ihr Mann Italiener ist». Am 4. Juni 1678 starb sie in der Pariser Residenz von Madame und Monsieur, also in jenem Palais Royal, aus dessen Fenstern 1661 die jetzige Geliebte ihres Mannes angeblich Goldstücke geworfen hatte, um dem Pöbel bei der Prügelei zuzusehen. (Vom riesigen Mazarin-Vermögen war natürlich genug übrig geblieben, um noch 1777 Madame de Monacos Ururenkel die Erbin des letzten Herzogs Mazarin heiraten zu lassen, eine Urururenkelin von Madame de Monacos Rivalin.) Ein höfischer Kollege schrieb, die Fürstin von Monaco sei sehr viel besser gestorben, als sie gelebt habe – Ausdruck der Selbstverständlichkeit, mit der das Sterben damals öffentlich war und man den «guten Tod» als nahezu wichtigsten Teil eines gelungenen Lebens verstand. Nachdem man ihren Körper drei Tage lang auf

einem Paradebett ausgestellt hatte, fuhr man ihn in die Kapuzinerkirche der Rue St. Honoré, wo sie in der Gruft ihrer Geburtsfamilie beerdigt wurde; nach Monaco wurde nur ihr Herz geschickt, um in einem Frauenkloster aufbewahrt zu werden, das sie selbst gegründet hatte. Sie war neununddreißig Jahre alt geworden.

[...]

Tafelteile

Tafelteil 1



Elisabeth von England war als Ehefrau Friedrichs von der Pfalz einen Winter lang Königin von Böhmen gewesen. Als Talmont und Radziwiłł 1642 an ihrem

Hof in Streit gerieten, trug die Sechsendvierzigjährige seit zehn Jahren schwarze Witwenkleidung.





Der Prince de Talmond (links) und Fürst Bogusław Radziwiłł (rechts). Die lange nach dem Duell von 1642 entstandenen Porträts zeigen sie in Plattenpanzer-Rüstungen, die damals gerade noch zum militärischen Alltag gehörten.



Elisabeth von der Pfalz, Tochter der Winterkönigin, Auslöserin des Duells von 1642 und spätere Fürstäbtissin von Herford.



Nachdem Luise Henriette von Oranien Talmond nicht heiraten durfte, wurde sie die Frau des «Großen Kurfürsten» Friedrich Wilhelm von Brandenburg (und glücklicher, als das Bild vermuten ließe).



Ludwig XIV. und sein Minister Colbert (1666). Nur die schwertadeligen Höflinge im Hintergrund durften sich bunt kleiden, während Colbert als Justizadliger eine schwarze Robe tragen musste.



Catherine-Charlotte de Gramont, Fürstin von Monaco (hier mit verdrehtem Vornamen). Selbst am französischen Hof bemühten wenige sich so beharrlich wie sie darum, von der gesamten Königsfamilie geliebt zu werden.



Wenn «Monsieur», Herzog von Orléans und Bruder Ludwigs XIV., es sich frei hätte aussuchen dürfen, wäre seine erste Ehefrau Henrietta von England ihm selten näher gekommen als auf diesem Bild.



Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof von Münster. Seine Reiterpistolen und die Belagerungsszene im Hintergrund deuten an, woher der kriegesische Kirchenfürst seinen Beinamen «Bomben-Bernd» hatte.







Die als Tochter der ‹Winterkönigin› geborene Sophie von der Pfalz (links als etwa Zwanzigjährige, um 1650) heiratete 1658 Herzog Ernst August von Hannover. 1684 verheiratete sie ihre sechzehnjährige Tochter Sophie Charlotte

(rechts) mit Kurprinz Friedrich von Brandenburg, der 1701 den Titel ›König von Preußen‹ annahm.





Jakob II. von England und seine 25 Jahre jüngere zweite Frau Maria Beatrix d'Este, Prinzessin von Modena, die ihm 1688 den langersehnten katholi-

schen Erbsohn gebar. Beide Porträts entstanden kurz nach Jakobs Thronbesteigung im Jahr 1685.



Leider existiert kein Bild, das den Grafen und späteren Herzog von Lauzun in jüngeren Jahren zeigt. Hier trägt er das Kostüm des 1688 von Jakob II. erhaltenen Hosenbandordens sowie den 1692 verliehenen Herzogstitel und ist also mindestens 59 Jahre alt.

[...]